



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 5, Nr. 18 September 4, 1952

Köln: Bund-Verlag, September 4, 1952

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS



Barbara Rütting in dem neuen Film: »Postlagernd Turteltaube«

Der Meineidige und der Tote

Als er starb, war er so arm wie an dem Tage, wo er das verantwortungsvolle Amt übernahm. Er war wirklich ein armer, zerschlagener, seelisch gefolterter Mensch, der Hitlers Mordmaschine in den Konzentrationslagern entging. Wichtig zu sagen ist, daß er Jude war.

An seine Arbeit ging er mit hochgekrempten Ärmeln. Er war kein Freund der Akten und des langen bürokratischen Weges. Er, der berufen war, zehntausenden ehemals Verfolgten zu helfen, mußte, daß entscheidende Hilfe nicht in dicken Aktenbündeln liegen konnte. Vielleicht aber auch verstand er zu wenig davon, aber dies spielt keine Rolle. Der Mensch Philipp Auerbach bewältigte und erfüllte seine Aufgabe mit einem seltenen Mut zur Verantwortung.

Natürlich hatte sich der Vorsitzende des bayrischen Landesentschädigungsamtes, Auerbach, auch Feinde gemacht. Aus dunkeln Hintergründen begann eine Hetze, ein Kesseltreiben gegen ihn. Er wurde plötzlich verhaftet und trotz schwerer Krankheit über ein Jahr festgehalten. Schwere Anklagen wurden gegen ihn erhoben. Nach einem formal korrekten, menschlich nicht erfreulichen Gerichtsverfahren fielen alle die schweren, gegen Auerbach erhobenen Anklagen zusammen, es blieben einzelne bewiesene Unkorrektheiten und das von einem zweifelhaften Mitangeklagten beidete Verbrechen der Bereicherung. Das Gericht verurteilte ihn zu zweieinhalb Jahren Gefängnis.

Der Vielgeschmähte brach seelisch zusammen. Er, dem es bestimmt war, die Konzentrationslager zu überleben, um Helfer der ehemals Verfolgten zu werden, konnte das Urteil nicht überleben. Mit der letzten Beteuerung „Ich bin unschuldig“ schied er aus diesem Leben.

Einige Tage danach ging folgende Meldung durch die Presse, die ein Symptom für den Auerbachprozeß ist:

„Der Architekt Karl Diekow, einer der wenigen Belastungszeugen gegen Philipp Auerbach, wurde für schuldig befunden, in einem vom Auerbach-Prozeß unabhängigen Zivilverfahren einen Meineid geleistet zu haben, und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Diekow hatte Auerbach unter Eid einer versuchten Erpressung beschuldigt.“

Setzen wir hinzu, was die „Frankfurter Rundschau“ unter anderem zum Tode Auerbachs schrieb:

„Sie (die maßgebenden Politiker) hätten wissen müssen, daß ein von allen Hunden gehetztes Wild wie Auerbach — vorher von den Nazis und jetzt von den politischen Gegnern aller Schattierungen — leicht zur Strecke zu bringen war. Leicht, weil Auerbachs dynamischer Charakter zur Behebung damaliger Mißstände, von dem Jahre 1946 an beginnend, sich über formale Widerstände hinwegsetzte. Sie hätten aber auch wissen müssen, daß es einfach unverantwortlich ist, sich mit so formidablen Anklagen, wie geschehen, gegen einen Mann einzulassen, der mit seinem unverschuldeten Verfolgensein, mit seinem Leiden, mit seinem Mut zur Verantwortung und trotz seiner Fehler ein besseres Los verdient hätte. Ein besseres, als mancher der Ehrenmänner, die sich heute, nicht nur in Bayern, mit ihrer Ehre zu brüsten vermögen. Das muß zum Gedenken des Menschen Philipp Auerbach gesagt sein.“

Und als er starb, war er arm wie am Tage, an dem er das Amt übernahm.

EINE LANGWEILIGE GESCHICHTE WER SIE ABER LESEN WILL - BITTE

Es ist eine sehr langweilige Geschichte, die man schreiben könnte über das Werden eines neuen Jugendarbeitschutzgesetzes. Eigentlich müßte es jedem Menschen klar sein, der sich ein klein wenig mit den sozialen Verhältnissen unserer werktätigen Jugend befaßt, daß hier etwas Neues geschaffen werden muß. Das Jugendarbeitsschutzgesetz von 1938 genügt ja nicht vorn und hinten, ja es brachte sogar Verschlechterungen gegenüber der alten Gewerbeordnung. Ein Gesetz muß auf die jeweiligen Verhältnisse abgestimmt sein. Die Verhältnisse waren jedoch längst über die alte Fassung der Gewerbeordnung, des HGB und auch des Jugendschutzgesetzes von 1938 hinausgegangen.

So also sagte sich gleich nach 1945 die Gewerkschaftsjugend: „Hier muß etwas geschehen.“

Bereits auf der 1. Internationalen Gewerkschaftsjugendkonferenz kam es zu einem Beschluß. Dieser brachte zum Ausdruck, daß ein neues Gesetz, das

den demokratischen Grundsätzen, den gewerkschaftlichen Forderungen sowie den veränderten Gesundheits- und Arbeitsbedingungen Rechnung trägt, möglichst bald zu erwirken ist. Folgende Grundsätze müßte das Gesetz beinhalten: Jahresurlaub für die Jugendlichen bis zum 18. Lebensjahr von 24 Tagen — ärztliche Untersuchung und Überwachung jedes Jugendlichen — verschärftes Verbot der Kinderarbeit — Verbot der Nacht-, Sonntags- und Feiertagsarbeit — Anerkennung des arbeitsfreien Berufsschultages — Begrenzung der Ausnahmebestimmungen — Verbot der Beschäftigung Jugendlicher in Akkordarbeit — Einführung der 42-Stunden-Woche für Jugendliche bis zum 16. Lebensjahr und der 45-Stunden-Woche für Jugendliche bis zum 18. Lebensjahr — bessere Ruhepausenregelung — gesetzliche Garantie des Prinzips: gleicher Lohn bei gleicher Arbeit und Leistung und eine bessere Überwachung des Gesetzes durch Jugendarbeitsschutzkommissionen.

Fortsetzung Seite 3

Ist eine Lehrlingsausbildung unproduktiv?

In einer der vielen illustrierten Zeitungen des westdeutschen Blätterwaldes las ich vor kurzem unter der Überschrift „Und die Lehrlingsunkosten?“, daß ein Handwerksmeister folgenden Standpunkt vertrat:

„Die erzwungenen Erziehungsbeiträge (die die Lehrlinge vom Lehrherrn erhalten) bringen besonders die kleinen Handwerker oft in schwere Konflikte. Sie zwingen nämlich den Meister, dem Lehrling eine Arbeit zu geben, die das Geld auch wieder einbringt. An einem Tag der Woche geht der Lehrling sowieso zur Schule. Es bleiben praktisch viereinhalb Tage für die Werkstatt. An Unkosten zahlt der Meister ja nicht nur den Tarif an den Lehrling, sondern er zahlt für ihn außerdem noch die Sozialbeiträge, die Innungsbeiträge, die Beiträge zur Berufsgenossenschaft, Unkosten für Werkzeug, Gewerbesteuer, Versicherungen, Licht und Heizung. Ich habe einmal ausgerechnet, daß die Unkosten für die Lehrlingshaltung jährlich mindestens 1500 DM ausmachen. Auch habe ich manchen guten Kunden durch einen Lehrling verloren, der etwas falsch machte.

So weit der ehrbare Handwerksmeister. Es lohnt sich, daß man sich einmal über die aufgeworfenen Fragen einige Gedanken macht. Abgesehen von der moralischen Verpflichtung des Handwerkers, für einen geeigneten Nachwuchs zu sorgen und somit auch vom rein handwerksmäßigen Standpunkt aus die Lehrlingsausbildung zu fördern, dürfte wohl feststehen, daß ein Lehrling im zweiten Jahr schon kein „Zuschußinstrument“ mehr ist, sondern durchaus produktive Arbeiten leistet. So ist erwiesen, daß eine städtische Lehrlingsausbildungswerkstatt je Jahr für etwa 20 000 DM produktive Aufträge hereinbekam, die samt und sonders nur durch die Lehrlinge erledigt wurden. Darüber hinaus kann man sehr oft in der Praxis erleben, daß bei irgendwelchen Arbeiten bei Privaten Lehrlinge herangezogen werden, daß der Auftraggeber jedoch nachher bei Vorlegung der Rechnung feststellt, daß ihm der Meisterlohn zu Lasten gelegt wird. Was sagen Sie hierzu, Herr Meister? Darüber hinaus kann es auch in der Praxis vorkommen, daß ein Lehrverhältnis nach zwei Jahren plötzlich fristlos aufgekündigt wird, da der Lehrling angeblich für den Lehrberuf ungeeignet ist. Geht man dann den Dingen etwas genauer nach — und dies ist gar keine Seltenheit —, stellt man zu seinem Erstaunen fest, daß die Lehrlinge dafür verwandt werden, tagsüber den Hund „Fiffi“ der Frau Meisterin zweimal eine Stunde spazierenzuführen, die Kohlen aus dem Keller in die Wohnung zu schaffen, an Samstagen die Straße zu säubern und verschiedenes mehr. Der Standpunkt des genannten Handwerksmeisters ist nicht die Meinung eines einzelnen, sondern es ist schlechthin die Tendenz vieler kleiner Betriebe. Sie möchten gern wieder auf die Zustände zurückkommen, die vor etwa fünfzig Jahren geherrscht haben, nämlich dahin, in den Lehrlingen keine Menschen zu sehen, die ehrlich bemüht sind, ihren künftigen Beruf mit aller Intensität zu erledigen, sondern lediglich junge Menschen, die jederzeit für alle nur denkbaren Arbeiten eingesetzt werden können und dafür geringe Entlohnung bekommen. WKI

Taktgefühl

Vor kurzem war ich in der Schweiz. Was ich dort erlebte, ist nicht gerade dazu angetan, unser Ansehen im Lande der Eidgenossen zu fördern. Es war an den Rheinfällen bei Schaffhausen. Eine ganze Reihe von Reisebussen, privaten Personenzug und Krafträder mit deutschen Kennzeichen stand dort, und ein Strom von Besuchern wogte hin und her.

Da geschah es: Ein neu eintreffender Omnibus kam langsam den Hang, der zum Parkplatz führte, herunter. In ihm saßen junge Menschen, und plötzlich klang aus dem Innern des Busses das Lied „O du wunderschöner deutscher Rhein, du sollst ewig Deutschlands Grenze sein“. Von einer Schönheit des Gesanges war nichts zu spüren, es war nur ein Grölen. Die Wirkung auf die Besucher des Rheinfalls war äußerst verschieden. Einige schienen den Singsang zu begrüßen, andere machten neutrale Gesichter, als wenn es sie nichts anginge, und wieder anderen war die Ablehnung dieser Taktlosigkeit offen ins Gesicht geschrieben. Es dauerte geraume Zeit, bis sich eine energische Stimme im Bus gegen die Gröler durchsetzen konnte. Einige Minuten später klang der traurige „Gesang“ von neuem auf. Wir Deutsche sollten uns doch hüten — und dies besonders als junge Deutsche —, uns im Ausland solche Taktlosigkeit zuschulden kommen zu lassen. Es gibt sehr viele Schweizer, die zwar die deutsche Sprache sprechen, aber nicht allzu gut über die Deutschen denken, zumal an der Grenzstation auf schweizerischem Boden ein Gedenkstein und eine Tafel darauf hinweisen, daß über 6000 Flüchtlinge im Jahre 1945 hier den entscheidenden Sprung in die Freiheit, nämlich von Deutschland in die neutrale Schweiz, gewagt haben. WKI

Pressefreiheit als Verpflichtung

Wir übernehmen hier einen Ausschnitt aus dem Artikel der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland“, welcher unter obigem Titel am 8. August 1952 erschien und mit dem wir uns voll und ganz identifizieren:

„Unter den Protesten der anwesenden dreißig in- und ausländischen Journalisten wurde kürzlich eine Pressekonferenz der »Deutschen Reichsjugend« in Bonn aufgelöst, die deren »Führer« Herbert Münchow veranstaltet hatte. Die Pressevertreter protestierten gegen das Vorgehen der Kriminalpolizei, die sich ihrerseits darauf berief, daß die Pressekonferenz nicht genehmigt und daher aufzulösen sei. Demgegenüber argumentierten die Journalisten, es handle sich nicht um eine Tagung, sondern um eine Pressekonferenz, woraufhin sich Herr Münchow unverhofft in einer Front mit der Presse sah — was zweifellos seine kühnsten Erwartungen übertrafen haben dürfte. Es gibt eine Pressefreiheit, die den Zeitungen erlaubt, alles das frei zum Ausdruck zu bringen, was die Öffentlichkeit in ihrer Gesamtheit oder in ihren Teilen bewegt. Die Presse ist frei in der Meinung und frei in der Kritik. Es sollte aber auch eine Journalistenfreiheit geben — in dem Sinne, daß der Journalist die Freiheit hat, Veranstaltungen wahrzunehmen und zu erörtern, andere aber zu meiden. Auf einer Veranstaltung vom Charakter der geschilderten die Fahne der Pressefreiheit hochzuhalten und sich in die Front der »Heil Reichsjugend«-Schreier einzugliedern, heißt nicht die Pressefreiheit verteidigen, sondern sie absurdum führen. Es bedeutet einen schlechten Dienst an der deutschen Demokratie, wenn man ihren Totengräbern die gleichen Rechte und Privilegien zubilligt wie ihren Förderern.

Wenn der bei dieser makabren Pressekonferenz eingeschlagene Weg logisch weitergegangen wäre, so kann man sich unschwer den Tag ausrechnen, an welchem in allen deutschen Kinos wieder Harlan-Filme gezeigt werden und Leute wie Dr. Krebs wieder unangefochten in Stadt- oder sonstigen Parlamenten den starken Mann markieren können. Die Presse- und die Journalistenfreiheit sind nicht leere, von Buchstaben geformte Gefäße, sondern sie sind vom Geist erfüllt — vom Geist der Demokratie.

WIR LASEN IN DER OSTZONENPRESSE:

Die Methode Lothar Gottwalds macht Schule

Bei der Kampfberatung der besten Freunde in Halle war auch Lothar Gottwald, der junge Transportarbeiter aus Dessau, zu finden, der für seine großen Erfolge bei der Gewinnung von Jugendlichen für die Deutsche Volkspolizei vom Zentralrat der FDJ ausgezeichnet wurde.

Von größter Wichtigkeit, so sagte Lothar, ist die Qualifizierung der Agitatoren. Die besten Agitatoren des Kreises sollen in Kollektivs zusammengeschlossen werden. Mit diesen Agitatoren müssen Schulungen über die Methode der Aufklärungsarbeit und über ideologische Probleme durchgeführt werden. Er schlug weiter vor, zwei Tage der Agitation zur Erhöhung der Bereitschaft zur Verteidigung der Heimat durchzuführen. An diesen Tagen sollen sich sämtliche Parteien und Massenorganisationen auf eine große Aufgabe, auf die Stärkung der Volkspolizei, konzentrieren. Vor allem lenkte Lothar Gottwald die Aufmerksamkeit der Leitungen auf die Landgebiete, wo der Wettbewerb noch ungenügend geführt wird. Im Zusammenhang mit dem in der „Jungen Welt“ vom 1. August veröffentlichten Bericht Lothar Gottwalds über seine Methoden im Wettbewerb zur Erhöhung der Kampfbereitschaft der Jugend kann man feststellen, daß die Methode Lothar Gottwalds Schule macht.

So suchten wir den Freund Willi Ullrich im Kreis Merseburg auf, der bisher 35 Freunde für die Volkspolizei gewonnen hat und ein Kollektiv leitet, das bisher 124 Freunde für den Ehrendienst

in der Deutschen Volkspolizei gewann. Willi sagte uns, daß er in der Werbung die gleichen Methoden anwendet wie Lothar Gottwald und dementsprechend auch große Erfolge damit erzielt. Er hat vor allen Dingen von Lothar gelernt, daß die Kontrolle von großer Bedeutung ist.

Lothar Gottwald hatte festgestellt, daß Aufnahmeanträge einzelner Freunde zum Dienst in der Volkspolizei längere Zeit liegengeblieben sind oder daß einzelne Freunde ihre Verpflichtungen nicht in vollen Umfang erfüllt haben. Jetzt hat er eine genaue Kontrolle über die Verpflichtungen. Das heißt, wenn er einen Freund für den Eintritt in die Volkspolizei gewonnen hat, dann kontrolliert er bis zum Tage der Verabschiedung aus dem Betrieb und des Eintritts in die Volkspolizei die Realisierung der Verpflichtung. Diese Methode Lothar Gottwalds wird jetzt auch Willi Ullrich in seiner Arbeit anwenden.

So erfüllt Willi Ullrich in jedem Augenblick und an jedem Ort seine große ehrenvolle Aufgabe. Und dabei handelt er immer nach der Methode Lothar Gottwalds, die auch seine Methode ist und über die Lothar Gottwald in der „Jungen Welt“ schrieb: „Dieser Erfolg war nur möglich, weil wir unsere Aussprachen mit allen Freunden mit einer Unterhaltung über ihr Leben, ihre Arbeit, ihre Interessen und Ziele begannen. Oft merkten wir erst am Ende der Aussprache, wenn wir auf die Uhr sahen, daß vier oder fünf Stunden vergangen waren.“ Horst Pehnert

SEINE STIMME WAR EIN SCHWERT

Das Zimmer war dunkel, und gegen die Fensterscheiben schlug der Regen. Ich drehte am Lautsprecher. Die Skala warf ein gelbes Licht auf den Tisch. Stimmen, Musik, Stimmen. Undeutlich, von weit her...

Und plötzlich war eine andere Stimme da. Sie fuhr wie ein Schwert in das mollige Zimmer und zerschlug meine Trägheit. Sie war ein Angriff auf die Müdigkeit aller Menschen, die abends am Radio sitzen und auf den Schlaf warten.

Ich war allein mit der Stimme des Dr. Kurt Schumacher. Sie nahm Gestalt an in der Dunkelheit: Ich sah einen Mann im Dickicht des Dschungels kämpfen. Ich sah ein Schwert, das zornig Gestrüpp und Schlingen zerfetzte. Es schlug eine Gasse in den Wildwuchs.

Seine Stimme war das Schwert.



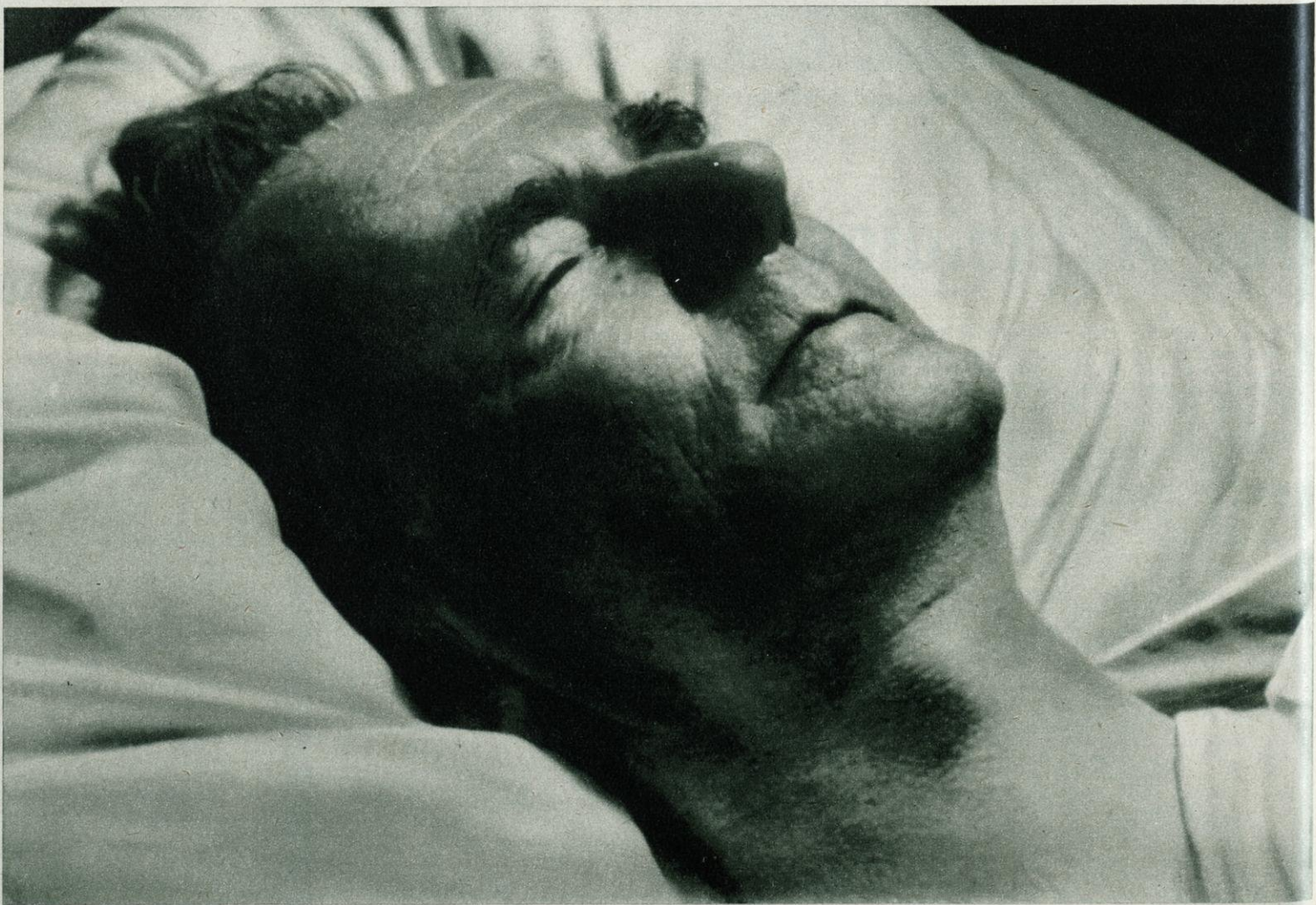
Dr. Kurt Schumacher starb am 21. August 1952

Bei keinem Politiker war so viel Kraft, so viel Leidenschaft, so viel Zorn, so viel Beschwörung, so viel Dynamik in jedem Wort — wie bei Dr. Kurt Schumacher. Ich habe ihn nie gesehen, ich kenne nur seine Stimme und sein Bild aus der Wochenschau. Und ich identifiziere mich auch nicht mit seiner Politik, ich gehöre einer anderen Partei an. In seiner Stimme war aber für mich die Botschaft eines zornigen Propheten.

In der verregneten Nacht am Radio begriff ich die Botschaft. Ich begriff, daß hier ein Mann mich beschwor, der für seine Politik gelitten hatte, dessen Körper zerschlagen war. Im ersten Weltkrieg verlor er einen Arm. Im KZ schlugen ihm die Nazis die Zähne aus. Nach 1945 amputierte man ihm ein Bein — als Folgen der Haft. Das waren die Opfer, die er für seine Politik brachte, für die Sozialdemokraten, für seine Genossen, die Arbeiter.

Das alles schrie aus seiner Stimme; deshalb war sie so scharf wie ein Schwert und hatte die Kraft, erbarmungslos den Wildwuchs in der Politik zu zerschlagen. Und ich dachte in dieser Nacht: Es wäre gut, ihn als Genossen neben sich zu wissen.

Nun ist er tot. Sein geschlagener Körper liegt schon seit Wochen unter der Erde. Den Klang seiner Stimme habe ich noch im Ohr. Er wird nie mehr sprechen. Seine Botschaft begreife ich: Es ist die Botschaft vom Einsatz des Lebens für die Mitmenschen.





Laßt Inserate sprechen!

Anzeigen sind manchmal interessanter als Artikel. Was hier folgt, entstammt einer Nummer einer einzigen deutschen Zeitung. Der Geisteszustand, der aus diesen Inseraten spricht, charakterisiert eine gewisse Entwicklung, die wenig Raum für Optimismus gibt. Zuerst:

Die Ordens-Sammlung. Größtes deutsches Spezialhaus für Orden und Ehrenzeichen! An- und Verkauf sowie Tausch. Berlin-Wilmersdorf. Am Volkspark 97. Telefon 87 50 23.

Ein Mann, der Geld braucht, offeriert eine Kostbarkeit eigener Art: Wehrmachtbericht. Vollst. Druckausgabe sämtlicher Berichte von 1939 bis 1945, 48 Bände, zu verkaufen. Angebote unter AF 220.

Literatur bildet den Bürger. Aber auch diese Literatur?:

Kern: Der große Rausch. 2 Seiten, Großoktav, 14 DM. Das in acht Sprachen erschienene sensationelle Buch über den Einsatz der Waffen-SS. Zu beziehen unter portofreier Nachnahme durch Verlag Offstein.

Ein Mann, der sich nicht satt sehen kann, verlangt:

Soldatenfigur oder Büste der Vorkriegszeit des 100 000-Mann-Heeres, 40 bis 50 cm groß, zu kaufen gesucht. Oder wer vermittelt dies? Angebote mit Preisangabe an EB 233.

Weit ernster schon ist eine weitere Anzeige:

Anschriften von Angehörigen der SS-Division „Charlemagne“ (französisches Freiwilligen-Kontingent) gesucht. Mitteilungen an Kreisgem. Deggendorf des BvW erbeten.

Will man französische Landesverräter, die freiwillig für Hitler gekämpft haben, aus ihren Schlupfwinkeln herausholen, um sie für irgendwelche dunkeln Zwecke zu sammeln? Auf der gleichen Linie liegt die nachstehende Aufforderung:

344. ID, SS-Div. Frundsberg, Führer-Begleit-Div. Alle Angehörigen dieser Verbände, die am Kapitulationstage beim Div.-Gefechtsstand oder in Oberbärenburg waren, bittet dringend um ihre Anschrift: Bartsch, Gevelsberg, Hagener Str. 203.

Was Will Herr Bartsch von den überlebenden Leibgardisten des Braunauers?

Die langweilige Geschichte

von Seite 1 geht hier weiter

Nach diesem Beschluß wurde es in den verschiedensten Ländern der Bundesrepublik lebendig. Die Gewerkschaftsjugend ergriff die Initiative.

Inzwischen war das Grundgesetz verkündet. Die Landesregierungen und Landtagsabgeordneten zuckten die Schultern und erklärten: Nun können wir nichts mehr tun, jetzt ist der Bundestag zuständig. Nur in Niedersachsen war man schon früher mit den Vorarbeiten fertig geworden, und es wurde ein umfassendes und den gewerkschaftlichen Erfordernissen entsprechendes Jugendarbeitsschutzgesetz verabschiedet.

Also sagte sich die Gewerkschaftsjugend: Jetzt müssen wir sehen, daß wir ein einheitliches Jugendarbeitsschutzgesetz für die Bundesrepublik erhalten. Auch die anderen Jugendorganisationen, die „Falken“, die CAJ, der Bund der Deutschen Katholischen Jugend, erhoben die gleichen Forderungen.

Bis dahin hörte man vom Bundesarbeitsministerium über die Vorarbeiten für ein Jugendarbeitsschutzgesetz noch sehr wenig. Aber das dauernde Bohren und Drängen der Öffentlichkeit ließ nicht nach. Und so entschloß man sich im Bundesarbeitsministerium, zuerst einmal eingehende Umfragen in allen Ländern der Bundesrepublik und bei den verschiedensten Behörden anzustellen. Auch die Stellungnahmen, Meinungen und Vorschläge der Wirtschaftskreise und sonstige interessierte Organisationen wollte man einholen.

Die Arbeit im Bundesarbeitsministerium muß jedoch ziemlich lautlos vor sich gegangen sein, denn man hörte nichts, sah nichts und erfuhr nichts — gar nichts. Das ging so Monat um Monat.

Inzwischen lag ein offizieller Antrag des zuständigen Bundestagsausschusses an die Bundesregierung vor. Die Organisationen faßten Resolutionen und Entschlüsse für eine baldige Verabschiedung des Gesetzes, und dann sickerte durch: „Die Vorarbeiten für ein Jugendarbeitsschutzgesetz wurden eingestellt.“ Aber diese Mitteilung soll nur von bösen Zungen verbreitet worden sein. Es wurde versichert, die Arbeit gehe weiter, es liege nämlich ein offizieller Auftrag des Bundestages vor. Es sei lediglich eine gewisse Stagnation infolge Überbeanspruchung der zuständigen Abteilung eingetreten, die inzwischen beseitigt worden sei.

Doch siehe da: Es kam der 10. Juni und mit dem 10. Juni eine Anfrage der SPD im Bundestag betr. Jugendarbeitsschutzgesetz.

Wir fragen die Bundesregierung:

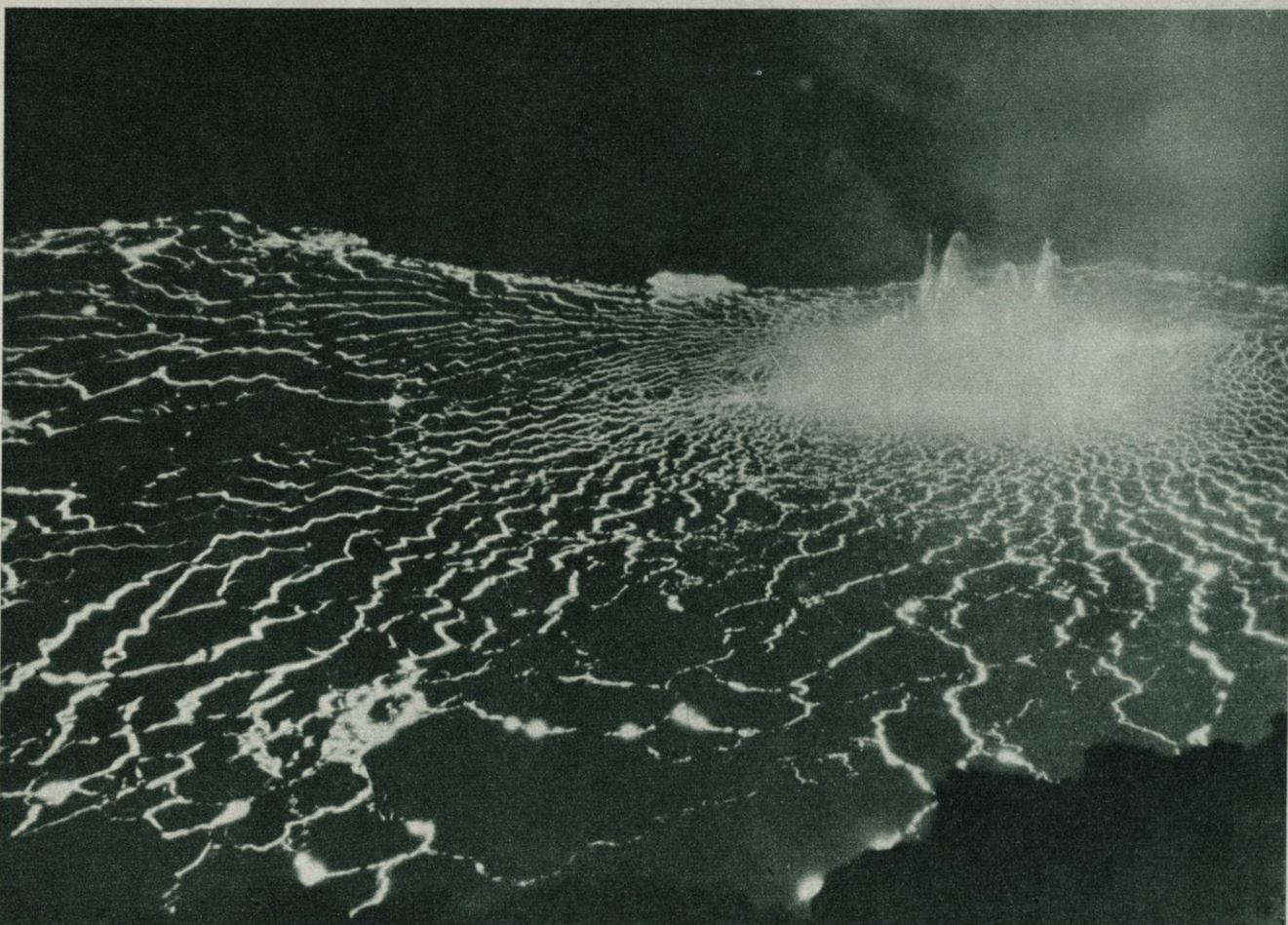
1. Warum ist der Gesetzentwurf noch nicht vorgelegt worden?
2. Wann gedenkt die Bundesregierung entsprechend der Entschliebung den Entwurf vorzulegen?

Und der Bundesarbeitsminister beeilt sich zu antworten. Schon am 26. Juni richtete er einen Schnellbrief an den Bundestag. In diesem Schnellbrief steht, daß der Bundesarbeitsminister plane, in einem neuen Gesetz die Grundlagen für einen umfassenden Jugendarbeitsschutz zu schaffen und eine Reihe von wünschenswerten Verbesserungen des geltenden Jugendarbeitsschutzes zu berücksichtigen.

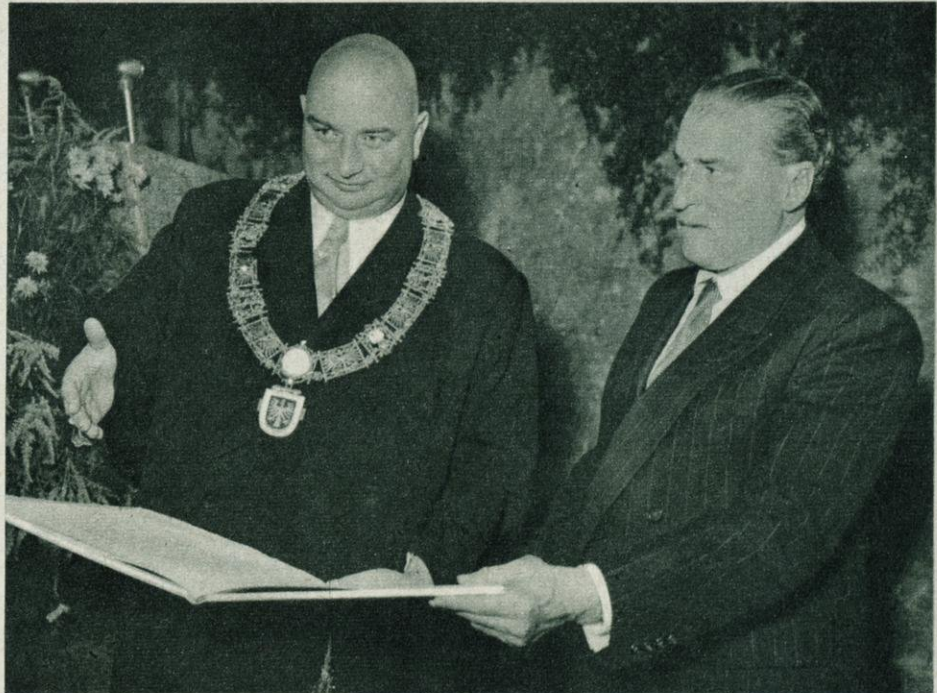
Es habe bereits eine Reihe von Besprechungen stattgefunden, die jedoch noch fortgesetzt werden müßten, versicherte der Bundesarbeitsminister, und zum Schluß wird gesagt, daß die Bundesregierung beabsichtige, den Entwurf etwa im Oktober vorzulegen.

Nun liegt noch keineswegs beim Bundesarbeitsministerium ein Referentenentwurf vor. Besprechungen mit den zuständigen außerparlamentarischen Organisationen wurden noch nicht geführt, wenigstens nicht mit den Gewerkschaften. Es wurde versichert, daß dies mit anderen Organisationen nicht der Fall war. Es muß schon im Hennecke-Tempo weitergehen, wenn die Bundesregierung bis Ende Oktober einen Regierungsentwurf vorlegen will. Aber eine solche Änderung vom „Kommt-Zeit-kommt-Rat-Tempo“ bis zum „Hennecke-Tempo“ scheint uns sehr bedenklich, denn wir haben in der Sache des Betriebsverfassungsgesetzes sehr unliebsame Erfahrungen gemacht.

Lassen wir uns nicht überraschen, sondern überlegen, was die Jugendorganisationen und nicht zuletzt die Gewerkschaften zu tun gedenken, um möglichst ein Gesetz zu erhalten, das den Anforderungen entspricht — den Anforderungen der Zeit, der Verhältnisse und der Situation, in der sich die berufstätige Jugend befindet — F.



Ein schaurig-schönes Schauspiel war das, als sich die feurigen Lavamassen aus dem brennenden Munde des Halmaumau-Vulkans von Kilauea herauswälzten. Über einhundert Meter hoch stieg die Säule flüssigen Feuers. Zum erstmaligen nach achtzehn Jahren ist dieser Vulkan auf Hawaii wieder in Tätigkeit getreten. Die „Träume von der Südsee“ der paar tausend Feriengäste aus USA verwandelten sich zusehends in leichte Alpträume. Interessant ist so ein Vulkanausbruch nur von ferne. Nahebei ist es meist sehr gefährlich.



Einen großen Preis verlieh Frankfurts Oberbürgermeister Dr. Kolb einem großen Dichter. Zum 203. Geburtstag Goethes erhielt Carl Zuckmayer (Des Teufels General) in einem Festakt in der Frankfurter Paulskirche den Goethepreis 1952. Seine Dichtungen, sagte Dr. Kolb, verkörperten den demokratischen Geist eines lebensgläubigen, weltverbundenen Deutschlands.



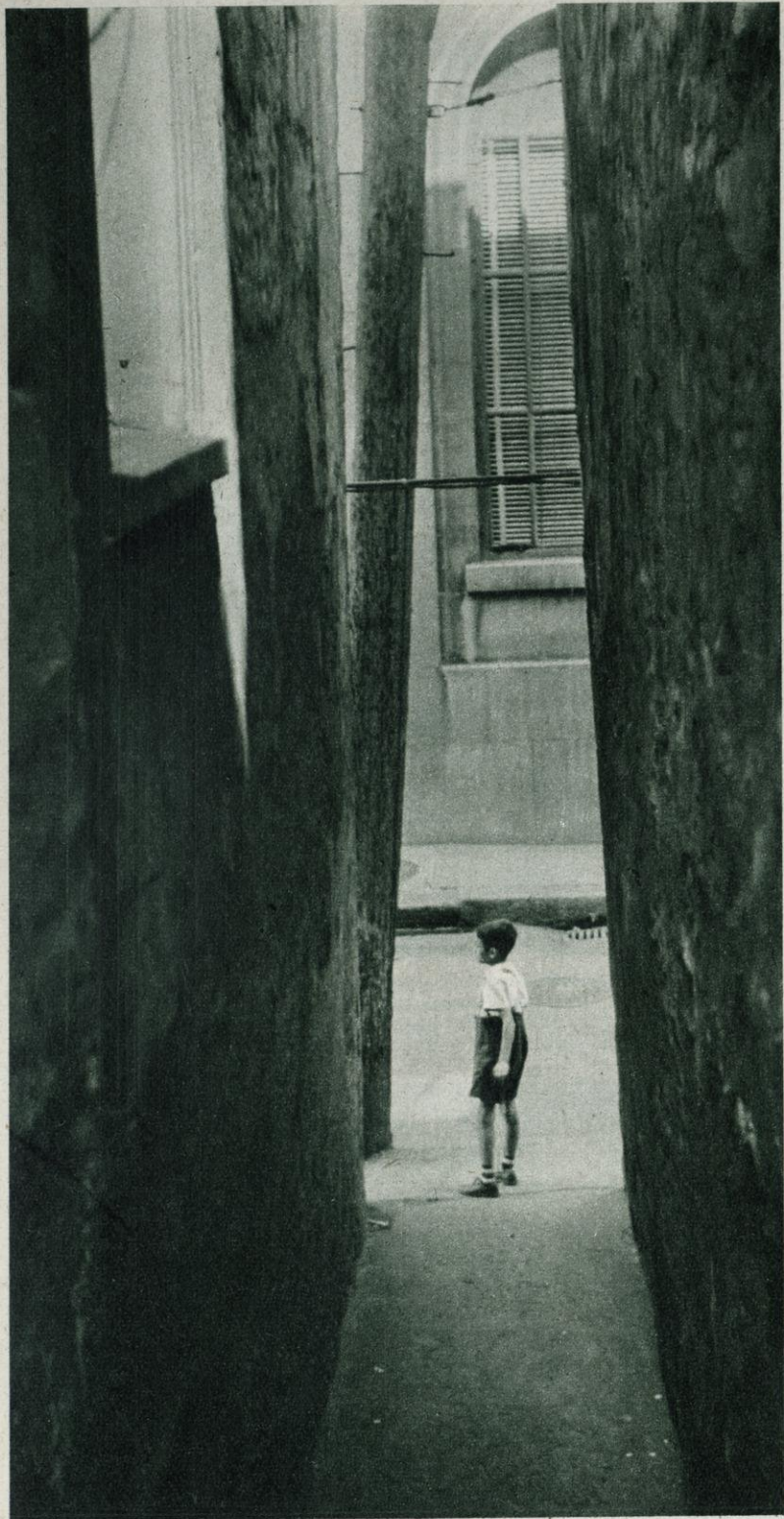
Ein sparsamer Londoner Pastor zog sich einen Monteuranzug an und brach eine zerstörte Kirche ab, um eine andere zu vergrößern. Er spart dadurch 400 000 DM Neubaukosten.



Eine ernste Revue nannte Rudolf Mirbt sein Spiel „Reportage des Todes“. Hier die Szene vom Straßmädchen Liselotte und dem Ober in der Bar. Die Spielschar der Brühler Gewerkschaftsjugend brachte diese „Reportage“ auf den DGB-Ruhrfestspielen.



Einhundert Bärenmützen zählte die Kapelle des Britischen Gala-Ehrenregimentes, das eine große Truppenparade in London veranstaltete. Das „Bärenmützenregiment“ gehört zu den ruhmreichsten — und wärmsten — der englischen Geschichte. Im Winter läßt sich das bestimmt viel leichter und angenehmer ertragen. Fotos: Keystone (2), dpa (2), Presse-Seeger (1), Pflöging-Walter (1).



Aus Frankreich, dessen Siedler Quebec und viele andere kanadische Städte gründeten, ist diese Sitte wahrscheinlich übernommen, daß sich das Leben mehr vor dem Haus als innen abspielt. Die ganze Familie sitzt vor dem Haus und schaut zu, wie klug oder dumm sich ihre Kinder anstellen, wenn Fremde durch die Bettlerstraße von Quebec kommen.

Lichtlose Gassen sind das Milieu, in dem auch dieses kleine Mädchen aufwächst, das uns auffiel, weil es wirklich hübsch war und uns sein Bettelhändchen noch ein wenig ungelentk entgegenstreckte, ein wenig verschämt sogar. Da konnten wir einfach nicht nein sagen und mußten etwas geben. Vielleicht war es nur ein Trick. Betteln ist zur Industrie geworden.



KANADA

2. TEIL

AUFWARTS

verirrte sich in die düsteren und engen Gassen des Viertels von Sous-le-Cap und erlebte



Uralt, eng und düster sind die Gassen von Sous-le-Cap, dem historischen Stadtteil von Quebec. „Das müssen Sie gesehen haben“, hatte man uns unterwegs immer gesagt, wenn man hörte, daß wir nach Quebec wollten. Wir gingen hin, und dies ist, was wir sahen: zunächst von den engen Gassen die engste. Und an ihrem Ende ein Junge. Auf irgend etwas scheint er zu warten. Seine Haltung ist Spannung, seine geballten Fäuste Entschlossenheit und seine Füße Bereitschaft.

Abschätzend ist der Blick aus diesem Gesicht, das schon kein unbeschwertes Kindergesicht mehr ist. Es steht auch viel von Enttäuschungen darin geschrieben.

DIE BETTLERSTRASSE VON QUEBECK

AUFWARTS-Berichterstatter Paul Senn blickt auf seiner Weltreise hinter die Kulissen der großen Städte



In der Zwischenzeit haben wir gemerkt, wo wir hineingeraten sind: in die Bettlerstraße von Quebec. Auch davon hatten wir gehört. Jeder hat davon gehört. Jeder sieht sie sich an. Meist wohlgeborgten hinter den klaren Scheiben eines lackglänzenden Wagens. In Sekundenschnelle ist jeder, der nach Geld aussieht, von bettelnden, schreienden Kindern umgeben. „Eine Kleinigkeit, bitte!“



Zwar noch jung ist dieses Mädchen, aber sie weiß doch schon längst, daß es zum erfolgreichen Betteln nicht allein genügt, die Hand offenzuhalten. Ob sie von Größeren angelernt worden ist oder ob sie selbst darauf gekommen ist? Wie dem auch sei, es ist ein erschütternder Anblick.



Wichtig ist hier nichts anderes als Geld, Großes Geld, kleines Geld, wie es die Besucher der Bettlerstraße gerade übrig hatten. Aber Geld ist das Wichtige. Und all das, was man dafür haben kann: Essen, Trinken, Unterkunft. Denn zu mehr reicht es doch nie. Fotos: Paul Senn

Von Quebec wagten wir den großen Sprung über die Grenze nach den USA. Unser Ziel war die ‚märchenhafteste Stadt der Welt‘: Hollywood. Unser Fotograf Paul Senn berichtet: ‚Hinter deren Mauern wollte man mir die Kamera abnehmen.‘

Hollywood: Fotografieren verboten!

Paul Senn fand einen Weg, trotzdem zu fotografieren. AUFWARTS bringt im nächsten Heft die interessantesten Aufnahmen aus der ‚Märchenstadt‘ im Westen Amerikas

Ali Bahadur feilt in Deutschland

Elf Jungen aus Pakistan lernen bei der DEMAG. Der buntgewebte Gebetsteppich liegt auf dem gepflegten Rasen des Paul-Humburg-Hauses in Duisburg. Barfuß, die Jinahmütze auf dem nach Sonnenaufgang gerichteten Kopf, in Sherwanijacke und weiten Shelwarhosen, steht der junge Pakistani hochaufgereckt gegen den blauen Sommerhimmel. Gleich wird er sein Haupt demütig senken, dann auf die Knie fallen und mit der Stirn den Boden berühren — so wie es der mohammedanische Ritus vorschreibt. Ali Bahadur ist einer von elf Jungen aus Pakistan — rund zwanzig Jahre alt —, die von der pakistanischen Regierung ausgesucht worden sind, ihre Lehrzeit bei der Demag in Duisburg zu verbringen, um dann mit ihren erworbenen Kenntnissen dem pakistanischen Staat zur Verfügung zu stehen.

Bitte schön, wie ist das da?

Wir kamen morgens zu ihnen in die Lehrwerkstatt. „Unproduktive Arbeit“ wird hier geleistet, wie das ein wenig zu hart in der kaufmännischen Kalkulation heißt. Man müßte ein neues Wort dafür finden; die Arbeit, die hier geleistet wird, trägt ihre Früchte, wenn auch erst in zwei, drei Jahren. Im Augenblick wird hier noch nicht mehr erwartet, als daß Winkeleisen glattgefeilt werden. Und das muß man ja schließlich auch können. In Duisburg genau so gut wie in Karachi. Und das wissen die Jungen aus Pakistan, und deshalb ließen sie sich auch durch die neugierigen Fragen des „Aufwärts“-Reporters nicht aus dem Arbeitstakt bringen. „Wie ist das denn eigentlich in Pakistan?“ Ja, bitte schön, wie ist das? Wer weiß schon was von Pakistan? Pakistan ist ja sooo weit weg. Und wenn wir ganz ehrlich waren, dann mußten wir zugeben, daß es eigentlich nicht sehr viel war, was wir von Pakistan wußten. Als wir noch auf der Schule waren, da gab es noch kein Pakistan. Da hieß noch alles Indien. Denn Pakistan gibt es erst seit 1947. Daß in Indien — also die Indische Union und Pakistan zusammen — über 400 Millionen Menschen wohnen, hatten wir noch behalten, daß es dort unten zweihundert-zweihundzwanzig verschiedene Sprachen gibt, hatte ich von einem intelligenten Mädchen mit Brille und kurzen Haaren einmal auf einem Schnelldenkerturnier gehört, und das Mahal von Agra, das märchenhafte, gigantische Grabmal eines Maharadschas für seine Lieblingsfrau — das achte Weltwunder — hatte ich einmal in einem Kulturfilm gesehen und mir daraufhin vorgenommen, einmal in meinem Leben dahin zu pilgern... tja, also es war eigentlich nicht viel, was wir von Pakistan wußten. Aber wie ähnlich den unsrigen sind die Probleme und Sorgen, die den Alltag von Pakistan beherrschen. Und die politischen Ereignisse, die die letzten Jahre beschatteten. 1947 wurde das britische Dominion Indien aufgeteilt in die Indische Union und Pakistan. Diese räumliche Trennung zwischen Hindus und Moslems, die sich jahrhundertlang in den Haaren gelegen hatten und sich nur in ihrer Abneigung gegen England gegenüber einig gewesen waren, hatte zu einer schweren Erschütterung des gesamten Lebens geführt und zu monatelangen blutigen Unruhen. Zahllose Trecks heimatvertriebener Moslems zogen aus den Gebieten, die an die Indische Union fallen sollten, in diejenigen, die Pakistan zugesprochen waren. Und umgekehrt waren die Straßen von Pakistan nach Indien vollgepfropft mit Flüchtlingen, die sich in das neue Reich der Hindus schlepten. Die Wanderungen fielen in die trockene Jahreszeit, endlose Wege mußten in Staub und Hitze zurückgelegt werden. Und jeder Zug wurde vom Haß der Andersgläubigen umlauert, beschossen und oft zersprengt. Diese unvorbereitete und kaum gelenkte Massenumsiedlung, die einer allgemeinen Flucht gleichkam, war der letzte Akt einer jahr-

hundertealten Feindschaft zwischen beiden Religionen. Heute leben Hindus und Moslems in den beiden neuen Staaten einigermaßen klar getrennt. Nur die Stellung Kaschmirs ist noch ungeklärt. Aber bis es soweit war... Wir stehen zu sehr bis zum Hals in unseren Problemen, um uns die rechte Vorstellung davon machen zu können, wie sehr es dort drüben ein Flüchtlingsproblem gibt, das dem unsrigen an Tragik in nichts nachsteht.

Das alles muß man wissen, um richtig verstehen zu können, welche große Aufgabe auf die elf Pakistani wartet, die im Augenblick noch bei der DEMAG am Schraubstock stehen und Winkeleisen glattfeilen. Pakistan ist eine junge Nation, die alles daransetzt, ihre gewonnene Unabhängigkeit zu behalten und darüber hinaus zu einem wirtschaftlichen Faktor im Fernen Osten zu werden. Pakistan hat genügend Rohstoffe, um dieses Ziel zu erreichen. Aber woran es fehlt, das sind Facharbeiter, Ingenieure. Pakistan könnte genügend aus England haben. Es leben sogar noch zahlreiche englische Ingenieure in den Großstädten, arbeitslos. Aber Pakistan will jeden englischen Einfluß ausschalten. Deshalb hat die pakistanische Regierung vor einigen Monaten eine Aktion gestartet, die geeignetem Nachwuchs eine Ausbildung im Ausland ermöglicht. Junge Pakistani studieren moderne Arbeitsmethoden in Amerika, Australien und Deutschland.

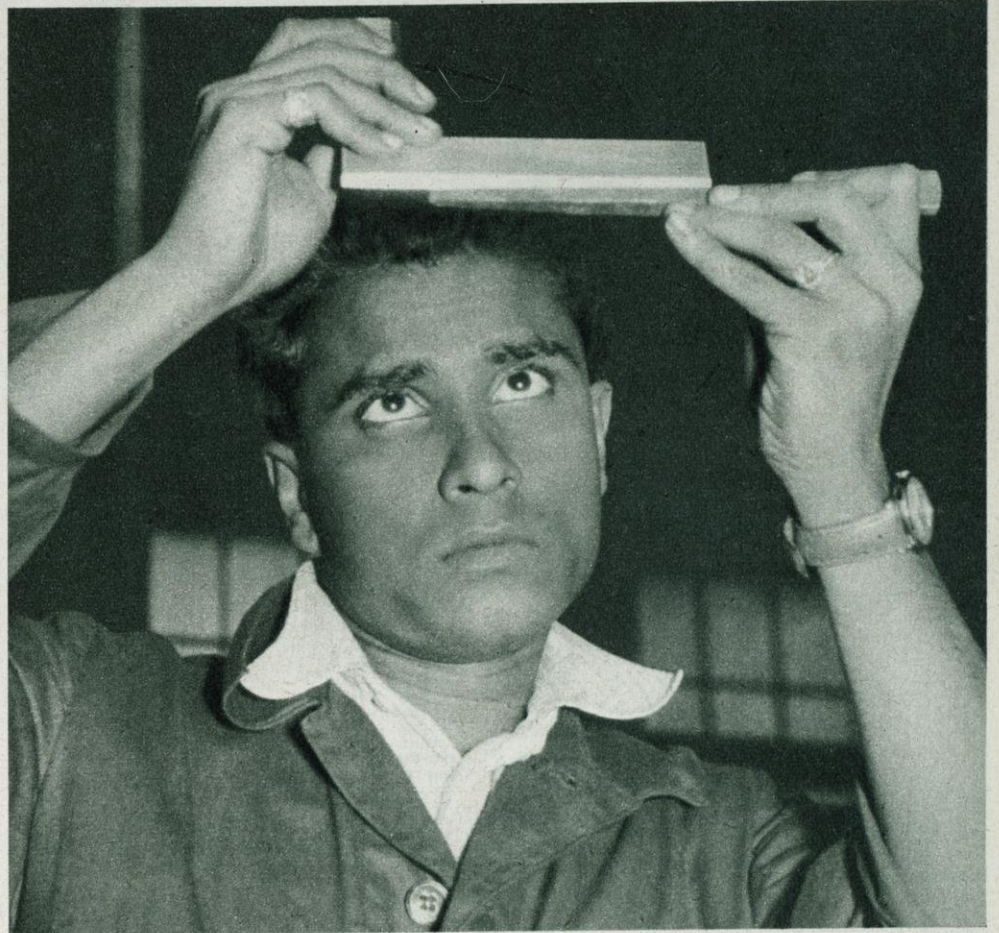
Sie sollen vor allem lernen, wie man die Produktion durch Rationalisierung steigert, wie man beispielsweise die Handarbeit so praktisch gestaltet, daß nur noch die einfachsten, schnellsten und kräftesparendsten Handgriffe übrigbleiben; oder wie man Transportbewegungen auf das unbedingt Notwendige verkürzt bzw. ganz beseitigt. Es soll ihnen gezeigt werden, daß Produktionssteigerung eine Sache des hellen Kopfes und nicht des starken Armes ist. Was nützt denn die Produktionssteigerung einer Wirtschaft, wenn die Menschen sich dabei zu Tode schuften?

Zwei Moslems in der Tanzschule

Der pakistanische Industrieminister hatte einen Freund in London. Der Freund in London hatte einen guten Bekannten in Duisburg, den Geschäftsführer der Industrie- und Handelskammer. Und der empfahl die DEMAG. Und so kam es, daß die elf Pakistani in Duisburg deutsche Arbeitsmethoden lernen und sich auf ihre große Aufgabe in der Heimat vorbereiten. Aber das beschwert nicht die Lebensfreude ihrer zwanzig Jahre. Im Gegenteil, wenn sie nicht plötzlich anfangen, mit tiefem Ernst und großer Liebe von ihrer jungen Nation zu sprechen, dann würde man kaum etwas davon merken. Sie lernen Deutsch, jeden Tag eine Stunde mit einem deutschen Studienrat, sie spielen Fußball und Tennis, zwei von ihnen gehen in eine deutsche Tanzschule, sie haben eine Menge deutscher Freunde und kennen Duisburg und Umgebung, so weit man vom Kaiserberg sehen kann, fast besser als mancher Eingeborene. Sie lernen eine Menge über Deutschland, sie lernen es gern, weil ihnen unser Land gefällt und im übrigen die Deutschen ganz anders sind, als sie drüben durch die leicht gefärbte Brille englischsprachiger Zeitungen und Bücher erscheinen mochten. Und Deutschland war ja sooo weit weg.

In ihrer Freizeit genießen sie den deutschen Sommer, eine Ferienfahrt an die Nordsee ist geplant. Vielleicht sind sie jetzt, wo dieser Bericht in die Rotationsmaschinen geht, schon dort. Der deutsche Sommer sei schön, versicherten sie. Ob ihnen der Winter auch gefällt? Zehn Grad unter Null ist drüben schon „sehr kalt“. Die zwei Jahre deutsche Ausbildung kosten den pakistanischen Staat rund 30 000 DM. Man hat fast den Eindruck, daß Pakistan was tut für seine Zukunft... PALM

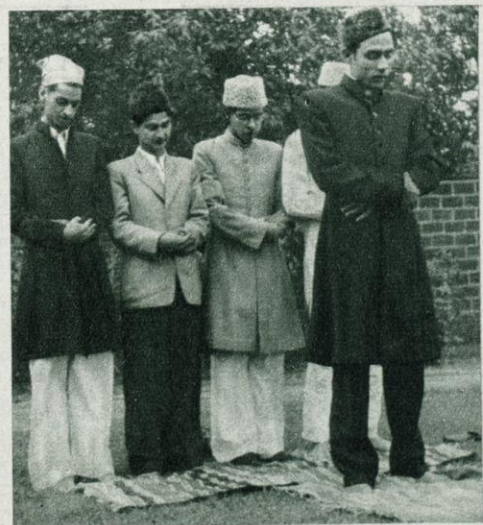
Seien wir ehrlich - was wissen wir von Pakistan? Der Mann aus Karachi kennt das Ruhrgebiet wie wir. Elf junge Pakistani werden bei uns Ingenieure. Ein junger Staat, der was für seine Jugend tut. Ein buntgewebter Gebetsteppich liegt in Duisburg.



Unproduktive Arbeit leistet dieser junge Mann aus Pakistan. Das heißt, sein „Produkt“ entspricht nicht den Kosten, die in ihn hineingesteckt werden, damit aus ihm etwas wird. Dann aber wird auch seine Arbeit auf der positiven Seite der Geschäftsbilanz aufgeführt werden. Dann erst wird sich das lohnen, was heute der Staat von Pakistan für ihn aufbringen muß, nämlich 30 000 DM im Jahr. Das nur für einen.

Fünf von den elf, die in der Lehrwerkstatt der DEMAG für ihre Zukunft und die ihres Landes lernen, haben sich hier zu einem der fünf täglichen Gebete vereint, die Allah vorschrieb.

Sieht man ihm an, daß eine große Verantwortung vor ihm liegt? Er wird in zwei, drei Jahren zu den Männern gehören, die dem jungen Staat Pakistan die Unabhängigkeit erarbeiten.



im westen nichts neues

Es gab ein Pech schon bei der Hauptprobe. Ein symbolisches Pech. Als in Basel die jungen Leute vom Europaschiff den elektrischen Schalter drehten, da blieb es so dunkel wie weiland bei der Erschaffung der Welt, bevor Gott gesprochen hatte: „Es werde Licht!“

Licht hätte sein können. Im Hafen hätte man es von einer Fabrik beziehen können. Fast umsonst sogar. Alles für Europa. Aber dann ging es doch nicht. Denn die Fabrik lag am deutschen Ufer und das Theaterschiff auf der Schweizer Seite. Und dazwischen standen nicht nur einfache fünfzig Meter, sondern Exportbewilligungen, Lizenzen, Zoll — kurz eine Grenze. Also blieb Europa vorerst im Dunkeln.

Solange keine Regierungsstellen und Amtspersonen aufzutreten hatten, war alles gut gelaufen. Der Züricher Lehrer Georg Meyer hatte mit fünfzig jungen Leuten aus zehn europäischen Ländern das „Spiel vom gleichen Boot“ eingeübt. Die Akteure waren Laienspieler. Studenten, Arbeiter, Angestellte. Vor Beginn der Fahrt von Basel bis zum Meer hatten sie nächtelang geprobt, verschieden-sprachig, verschiedenartig, und doch sind alle bei der Stange geblieben. Sie hatten sich Europa verschrieben, sie haben ihr Versprechen gehalten, sie waren ja auch keine Regierungspersonen. Sie haben zwar ohne Unterstützung, aber auch ohne

Beeinflussungen von Regierungen, Ämtern und Behörden etwas Positives geleistet. Etwas Positives für Europa.

„Es ist noch ein Weg aus der Not, dem Frieden entgegenzufahren in ein und demselben Boot“, heißt es in dem Spiel, das sie spielen. Und das ist nur ein Spiel. Aber in den ersten Dingen, die die Politiker betreiben, wird nicht so ernst gesprochen, und doch gibt es hier viele Dinge, mit denen endlich einmal ernst gemacht werden müßte.

Zum Beispiel mit dem Europapaf für die Jugend, auf den schon seit Jahren die jungen Menschen aller Länder hoffen, von dem schon seit Jahren die Zeitungen aller Länder schreiben, den schon seit Jahren die Politiker aller Länder in den Mund nehmen und aus dem schon seit Jahren in keinem Land etwas wird. Eben aus dem Grunde, weil es nur „Politiker aller Länder“ gibt, aber keine europäischen Politiker. Aus dem Theaterschiff, das von Europa spricht, ist etwas geworden. Es waren aber auch Europäer, die an ihm arbeiteten.

Vorgestern ist uns eine alte Zeitung in die Finger gefallen. Eine uralte Zeitung. Ungefähr fünf Jahre alt. Man schrieb darin, daß es bald einen Europapaf für junge Menschen gäbe. Nun sind vor dem Herrn tausend Jahre wie ein Tag. Politiker machen in zwölf Jahren tausendjährige Geschichte. Auf den Europapaf warten wir also „erst“ fünf

Jahre. Wann wird nach der Zeitrechnung der Politiker das „bald“ erfüllt sein? Es scheint, daß wir noch lange warten müssen. Wenn wir die Sache den Politikern überlassen. Denn bis heute hat es unsere Regierung noch nicht weiter gebracht als bis zu einer „Auskunft“, daß man einen Europapaf nicht von Deutschland allein aus einführen könne, sondern man müsse erst mit den Regierungen der anderen Länder darüber verhandeln. Wir hatten immerhin schon angenommen, daß dies schon längst geschehen sei. Wir sind zwar vom Schnecken-tempo der Arbeitsweise der von uns bezahlten Regierungsstellen einiges gewöhnt, aber wenn die Regierung in allen Fragen so langsam vorgeht, dann täten wir besser daran, für unser Steuergeld Vanilleeis zu kaufen. Aber der größte Fehler liegt bei uns, bei uns jungen Leuten. Wir haben uns darauf verlassen, daß unsere Regierung für uns gearbeitet hätte. Das war der Fehler. Wir hätten die Sache selbst in die Hand nehmen müssen. Wir sehen ein, daß die Regierungschefs der einzelnen Länder die Genehmigung für die Europapässe unterschreiben müssen, wir sehen aber nicht ein, daß der Antrag auf den Europapaf auf dem unendlich langen Instanzenweg von einer staubigen Ecke in die andere gestoßen wird. Wir sollten selber handeln. In Deutschland der Bundesjugendring, in anderen Ländern eine ähnliche Einrichtung. Wir sollten zur gleichen Zeit, zur gleichen Stunde bei unsern jeweiligen Regierungschefs — unter bewußter Verachtung des unnützen Instanzenwegs — vorsprechen und klipp und klar erklären, daß wir nicht länger gewillt seien zu warten, daß unsere Freunde in anderen Ländern in dieser Minute genau so bei ihren Regierungschefs erschienen wären, und daß wir nicht eher weggingen, bis wir den tausendmal versprochenen Europapaf in der Tasche hätten. Sollten sich aber dennoch die Re-

gierungen in Ausflüchte flüchten, dann hätten wir es endgültig bestätigt, daß Nationalregierungen eine nutzlose Einrichtung sind, die nur das Geld des Steuerzahlers kosten, das man anderwärts viel besser anlegen könnte. Beispielsweise im Druck von Europapässen.

Aber was heißt das eigentlich? Wir sitzen doch alle im gleichen Boot! Was brauchen wir da Pässe, um einander zu besuchen! Bootsplanken sind keine umgrenzten Flächen, sondern ineinandergefügte Teile eines Ganzen. Warum ein Europa mit altmodischem Werkzeug bauen? Warum überhaupt Pässe in einem neuen Europa? Oder ist das schon zu hoch gegriffen?

In der Rätselecke...

... müßten diese Zeilen eigentlich stehen. Erstens: Wie heißt die stärkste deutsche Jugendorganisation? Die Gewerkschaftsjugend? Falsch geraten. Der Bund der katholischen Jugend? Stimmt nicht. Natürlich der „Bund deutscher Jugend“!

Zweitens: Wie heißt die aktivste deutsche Jugendorganisation? Du brauchst nicht unsicher zu werden. Natürlich auch der „Bund deutscher Jugend“. Dumme Frage!

Den „Bund deutscher Jugend“ kennst du nicht? Na, so was! Aber entschuldige, ich kenne ihn auch nicht.

Trotzdem erhielten westdeutsche Unternehmer in diesen Tagen einen Brief: „Der »Bund deutscher Jugend« wendet sich mit einer Bitte an Sie in der Annahme, daß auch Sie bereit sind, uns in unserer Jugendarbeit zu unterstützen. Wie allgemein bekannt, sind wir die stärkste und aktivste Jugendorganisation in Westdeutschland...“ Das ist denn doch rätselhaft. hst.



Falkenstaat

Junges Europa

Freundschaft umspannt die Welt

Landschaftlich schön gelegen am Fuße der Schlösser Neuschwanstein und Hohenschwangau, lag dieser Staat der Falken, der aus Delegationen aller europäischen Länder zusammengesetzt war, 10 000 Falken, unterteilt in drei Lagerperioden mit mehr als 3000 Teilnehmern, hatten sich vorgenommen, jeweils drei Wochen lang Völkerverständigung zu praktizieren.

Es mag den Außenstehenden zunächst befremden, wenn er von diesen Zahlen Kenntnis nimmt, denn, so wird man fragen, wo bleibt der einzelne und die kleine Gemeinschaft, die wir so sehr in den Mittelpunkt unserer Arbeit stellen? Wo bleibt die Möglichkeit zu einer wirklichen individuellen Betätigung, wenn man solche Massen junger Menschen zusammenbringt?

Es war einer der Vorzüge des gewählten Lagerplatzes, daß die 21 Zeltstädter derart aufgelockert gebaut werden konnten und allein schon dadurch jedem Dorf ein bestimmtes eigenes Leben garantiert wurde. Außerdem wurden die verschiedenen teilnehmenden Nationen auf die einzelnen Dörfer aufgeteilt, so daß in jedem Dorf zwei oder mehr Nationen vertreten waren. Die anfänglichen Sprachschwierigkeiten wurden durch die vielen gemeinsamen Veranstaltungen überwunden, so daß sie zu einer wirklichen Gemeinschaft zusammenwachsen. Wir glauben, daß es hier tatsächlich gelang, Jugend der europäischen Völker einander menschlich näherzubringen.

Die Teilnehmer, die sich zum großen Teil aus 12- bis 17jährigen zusammensetzten, trugen, wie das in der Tradition der Kinderrepubliken von Falken und Kinderfreunden begründet liegt, ein hohes Maß an Mitverantwortung für die Gestaltung des Lebens. Wahlen von Zeitsprechern, Dorfparlamenten, Bürgermeistern und Lagerparlamenten fanden unter reger Anteilnahme der Bewohner statt. Besonderen Jubel löste ein veranstaltetes Ballonfest aus, bei dem 3000 bunte Luftballone mit der Aufschrift „Freundschaft umspanne die

Welt“ und einer anhängenden Karte mit Grüßen aus dem Falkenstaat auf die Reise geschickt wurden. Einer dieser Ballone fand seinen Weg bis nach Jugoslawien.

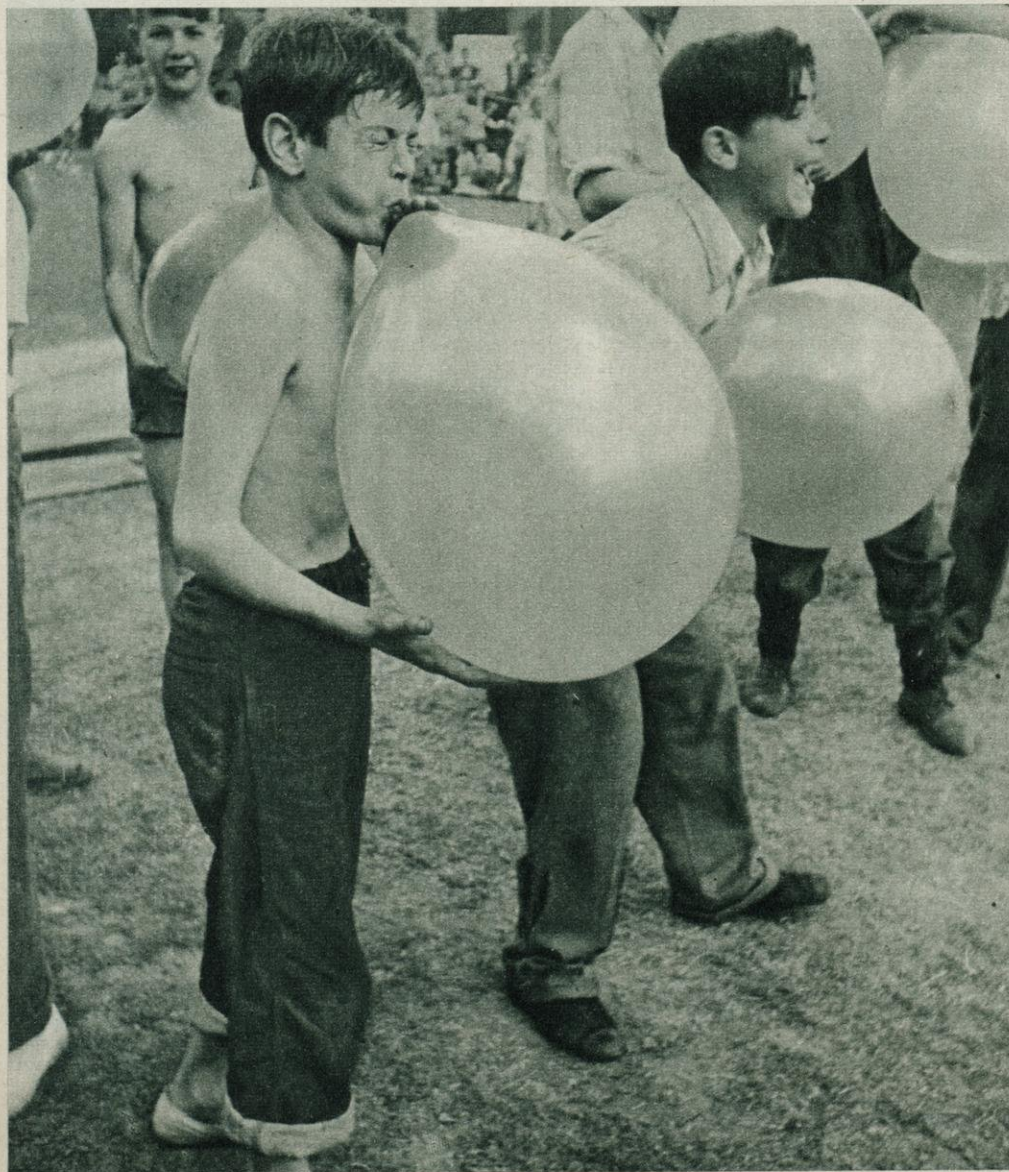
Eine besondere Werbung für die Genossenschaftsidee hatte sich die GEG ausgedacht. Eine fahrbare Verteilungsstelle wurde im Lager errichtet, und alle Falkengruppen bildeten gemeinsam eine Konsumgenossenschaft mit Vertreterversammlung und Aufsichtsrat. Neben der von der Genossenschaft gezahlten Rückvergütung von 5 v. H. für alle gekauften Waren wurde der gesamte Erlös ebenfalls dem Lager zu wohltätigen Zwecken zur Verfügung gestellt.

„Wenn ihr die Eltern gewinnt, gewinnt ihr das Volk“, sagte die Bundestagsabgeordnete Käthe Strobel, hervorgegangen aus der ehemaligen Kinderfreundebewegung in einer Helferveranstaltung, die aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums der Kinderrepublik für die Helfer und Gäste einberufen wurde. Senator Hans Weinberger gedachte in seiner Ansprache des Gründers der deutschen Falkenbewegung, Kurt Löwensteins, der während der Nazizeit emigrieren mußte und 1939 in Paris starb. Löwenstein war es auch, der die erste Kinderrepublik im Jahre 1927 an der Ostsee erbaute.

Die Arbeit der Neigungsgruppen hatte in diesem Lager eine besondere Bedeutung. Nicht nur in freizeitgestaltendem Sinne, sondern auch wesentlich zur Erziehungsarbeit beitragend, hatten alle Teilnehmer die Möglichkeit, sich ihren Wünschen, Anliegen und Interessen gemäß in einer ganzen Reihe von solchen Gruppen zu betätigen.

Wohl war es ein Massenlager, trotzdem konnte es die schwierige Aufgabe lösen, jedem einzelnen das Bewußtsein zu geben, nicht in dieser Masse unterzugehen, sondern die Gemeinschaft durch seine Initiative zu tragen. Voraussetzung hierfür war allerdings eine eingehende Vorbereitungsarbeit in den Gruppen vor ihrer Teilnahme. Fig.

Der Falkenstaat und seine Luftflotte



Fahrt und Lager

Alles in allem: Hochbetrieb überall! Statt des „Aufwärts“ Nr. 18 hätten wir gut zwei Sondernummern herausbringen können, eine davon ausgefüllt mit guten Berichten unserer Jugendgruppen über ihre Fahrten und Zeltlager. Die halbe Gewerkschaftsjugend war anscheinend im Juli und August unterwegs. Abgesehen von den Zeltlagern zog es die meisten nach dem Süden. Mittel- und Oberrhein, Schwarzwald und Allgäu müssen eine Invasion unserer Gruppen erlebt haben.

Was doch in so ein paar Fahrtentagen alles geschehen kann: Aufstieg zur Zugspitze, Hunger wegen angebranntem Reis, nächtliches Bad im Titisee, Ärger wegen defekten Fahrradschläuchen, Begegnungen mit Kollegen aus ganz Deutschland, neue Freundschaften, hin und wieder auch Krach und Streit, Kollege Josef B. in den Neckar gefallen, auf einer Lichtung im Hotzenwald den Fotoapparat liegengelassen und nach zwei Tagen wiedergefunden (ein bißchen naß freilich), kurzum alles, was zu jeder zünftigen Fahrt gehört, von der man am Ende sagen kann: Herrlich war's!

Eine Menge Fotos erhielten wir dazu. Das Beste sieht ihr hier veröffentlicht. Es stammt aus dem Zeltlager der Gewerkschaft Viktor — Chemische Werke in Castrop-Rauxel. Von denen waren einunddreißig Lehrlinge zwei Wochen bei Mutter Grün am schönen Strand der Lingesetalsperre „mit eigener Küche und eigenem Programm“, und der



„Peter verdrückte zu einer Mahlzeit zwölf Pfannkuchen“. (Das scheint nach dem Bericht der Castrop aber doch nicht der Höhepunkt des Lagers gewesen zu sein.)

Noch einmal Frankfurt

Die zweite Sondernummer könnte über das Bundesjugendtreffen in Frankfurt entstehen. Noch immer kommen die Berichte. Das fängt an bei den finanziellen Schwierigkeiten lange vorher, den dauernden An- und Abmeldungen, dem schließlich doch zahlreich vorgenommenen Start, dem Leben in den Sonderzügen, und hört auf bei denen, die in der letzten Minute vor der Abfahrt aus ganz Frankfurt zusammengesucht wurden. Muß ja doch eine hundertprozentige Sache gewesen sein, dieses Treffen in Frankfurt, sonst würdet ihr nicht jetzt noch darüber sprechen und schreiben. Aber nun haben wir schon vier Seiten Frankfurt gebracht, und wir können schlecht noch einmal damit anfangen — nach sechs Wochen. So seid ihr gewiß nicht böse, wenn wir keine Sondernummer, sondern einen neuen, spannenden „Aufwärts“ herausbringen. Den Berichterstattern aber, denen wir unmöglich alle persönlich antworten können, unseren Dank. Ihre Berichte haben uns einen neuen interessanten Einblick in das Leben der Gewerkschaftsjugend gegeben und unser Wissen um Leben und Treiben in den Gruppen erheblich erweitert.

Im westlichen Westen

Trotzdem noch einmal zurück zu den Fahrten. Ein ganz außerordentliches Unternehmen starteten die IG-Metall-Kollegen in Braunschweig. Die waren mit 35 Mann bis zur Bretagne. Das ist so

ziemlich der westlichste Zipfel des europäischen Festlandes, ein ganz nettes Ende von hier entfernt. Die Braunschweiger haben keine schlechte Nase gehabt. Die Bretagne ist eines der interessantesten Gebiete — Departement sagt man drüben — von Frankreich. Uralte Dörfer, Kirchen, Burgen oder Burgen-Kirchen (wie man's nimmt), Felsenküsten, Inseln, Bauertrachten zeugen von einer langen Geschichte. Wer macht's den Braunschweigern nach?

Paris

Noch eine Gruppe war in Frankreich: Druck- und Papier-Kollegen aus Bielefeld stromerten fünf Tage durch Paris. Meint der Kollege Friedhelm Andreas: „Paris bleibt Paris!“ (Mensch, Friedhelm, wie oft warst du schon da?) Um so köstlicher, wenn er schreibt: „Ich selbst habe keine Schwierigkeiten mit meinem Französisch — nur die Franzosen hatten sie.“ Und dann: „Am lebensfrohesten zeigt sich Paris im Quartier Latin. Hier sind die Bohémiens zu Hause, einige ernsthafte Künstler, die sich der Kunst gegenüber klein fühlen und nur ihrer Arbeit leben, und eine Menge Epigonen, die nur angeben und im übrigen der Arbeit gewissenhaft aus dem Weg gehen. Ein gamin führte mich zu einer Bude, in der gedörrte Fische an der Decke hingen, die sich an langen



Fäden langsam drehen und ihre toten Augen über eine Leinwand gleiten ließen, die weiße Zahnreihen auf schwarzem Grund zeigte. Unterschrift: Negerkampf im Tunnel. Ich fragte den Künstler, wie solche Meisterwerke der Malerei in diesem Milieu von Mottenpulver in Mänteln und Muscheln in Mülleimern entstehen könnten. Ein Dolmetscher war bei mir, doch der gute Mann konnte genug Deutsch, um die Unterhaltung recht schwierig zu machen.“

Modenschau

Die war nicht in Paris, auch nicht unter eleganten Frauen in Abendkleidern, Männern im Frack. Die Brillantenkolliers fehlten, der Sekt und die graziösen Mannequins. War auch alles nicht nötig. Die ganze Sache lief in Büdingen ab, gestartet von Jungen und Mädchen der Gewerkschaftsjugend. Die Mädchen hatten nämlich einen Näh- und Zuschneidekursus mitgemacht und wollten nun zeigen, wie man sich mit wenig Geld, aber einigem Geschick gut und schön kleiden kann. So trugen die Mädchen, die über den Laufsteg gingen, keine brokaternen Abendkleider (die gibt's ja doch nur im Film), sondern nette Röcke, flotte Blusen, Sommerkleider, Strandkostüme, also das, was unsere Kolleginnen brauchen.

„Eine Ausstellung“, so schreiben die Kollegen aus Büdingen, „gab einen Überblick über die gesamte Arbeit des Kursus. An einem Arbeitstisch wurden die ersten Zeichnungen und Schnitte gezeigt, an einem anderen das erste selbstgeschneiderte Unterkleid. Und schließlich zeugten zahlreiche Kleider von dem Können und dem guten Geschmack der jungen Kolleginnen. In den neun Monaten, den dieser Kursus dauerte, erlernten sie die Grundbegriffe des Nähens und Zuschneidens zumindest so weit, daß sie heute ein einfaches Kleiderstück selbst arbeiten können.“

Rätsel

In der Nummer 16 erlaubten wir dem Druckfehlerteufel den 6. und letzten Fehler für unser Fehlersuch-Preisausschreiben, das in unserer Nummer 11 begann. Habt ihr alle Fehler entdeckt, dann schreibt sie gleich auf eine Postkarte, die so aussehen muß:

Redaktion „Aufwärts“
Köln
Postfach 100
Postamt 1

Ich habe folgende Fehler entdeckt:

1. 4.
2. 5.
3. 6.

Name:

Anschrift:

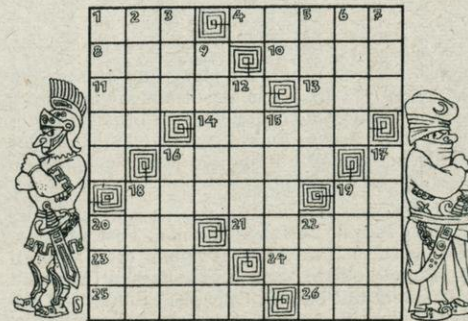
Ich bin Angehöriger der Gewerkschaft:

Hinter die Nummer braucht ihr nur ein Wort zu schreiben, das beweist, daß ihr den Fehler gefunden habt. Bei der Ankündigung des Preisausschreibens nannten wir das Beispiel: „Der Eiffelturm steht in Athen.“ In diesem Falle wäre also nur das Wort „Athen“ einzusetzen. Das ist doch klar! Nun schreibt!

Silbenrätsel

burg — da — de — dem — e — e — e — est — gen — grid — i — in — le — ment — mit — ne — ne — ni — nic — no — ra — rach — re — re — rich — ro — se — sen — ta — tah — tan — te — te — thorw — ti — tog — ton — tor — tri — tri — u — u — vos

Aus den vorstehenden Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein spanisches Sprichwort ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Einsiedler, 2. Frauennamen, 3. musik. Begriff, 4. Fahrzeug, 5. Männername, 6. Frauennamen, 7. Meerestier, 8. Landschaft in der Schweiz, 9. Stadt in der Schweiz, 10. Grundstoff, 11. Grünfläche, 12. General Wallensteins, 13. Name eines Ozeanriesen, 14. Stadt an der Erms, 15. Stadt am Mittelmeer, 16. Ort am Vierwaldstätter See, 17. Gebäck, 18. Staat in USA.



Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. engl. Titel, 4. Ausbildung, 8. Stadt in Südrubland, 10. Marianeninsel, 11. altröm. Grenzwall, 13. Breispitze, 14. Gewässer, 16. Raubvogel, 18. morgenländ. Einrichtung, 20. Anerkennung, 21. Schmuckstein, 23. Nebenfluß der Elbe, 24. Löhnung, 25. Stadt in Indien, 26. Getränk.

Senkrecht: 1. Heilmittel, 2. altägypt. Göttin, 3. Stadt in Italien, 5. heitere Laune, 6. Ausdehnungsbegriff, 7. Fluß in Nordwestdeutschland, 9. deutscher Strom, 12. Tierkreiszeichen, 15. Mitbegründer Roms, 16. Eßgerät, 17. Teil des Baumes, 18. Kleidungsstück, 19. Gewürz, 20. Teil des Auges, 22. Schlange.

Auflösung aus Nr. 16/17

Ergänzungsrätsel: 1. Bandwurm, 2. Parterre, 3. Anspruch, 4. Freiwild, 5. Handlung, 6. Konflikt, 7. Diagnose, 8. Laubwerk: Basilisk, Lindwurm.



DAS WASSER KOMMT

Mit dem jungen Fresen ging ich ein Stück des Weges, und er fragte mich wie nebenher: „Sie gingen noch nie in einem Kanal der städtischen Wasserleitung spazieren?“ „Nein, noch nie!“ antwortete ich.

„Haben Sie Lust zu einem solchen Spaziergang? Hier und da ist sie ja schon wieder passierbar!“ Fresen lachte. Im Park spielte die Sonne bunte Ringelspiele, dann war irgendwo ein runder Deckel, bescheiden wie alles, was tiefgründig ist. Fresen ließ ihn öffnen. „Sie gestatten, daß ich vorausgehe!“ Ich gestattete es gern. Als er nicht mehr zu sehen war, folgte ich seinem Beispiel und kroch ihm nach in den Bauch der Erde. Es war ein zögerndes, tastendes Suchen von Sprosse zu Sprosse. Ein Gefühl leiser Beklemmung ergriff mich, und ich bereute schon meine Leichtfertigkeit. Endlich schien der Abstieg beendet. Ich hörte Fresens Stimme, die hohl heraufklang. „Sie müssen jetzt einen kleinen Metersprung ins Unge- wisse tun!“ rief er menschenfreundlich. Ich gehorchte und landete auf allen vieren neben Fresen. „Sehr kalt da unten!“ Er nickte. Das Licht einer Blendlaterne zitterte vor uns her. Wir gingen in leicht gebeugter Haltung durch ein schmales, eiförmiges Tunnelchen, das endlos schien. „Sie befinden sich in einer neuen Hauptader unserer Wasserleitung!“ — „Den Eindruck habe ich auch!“ erwiderte ich, während mir ein kalter Schauer den Rücken hinunterlief. „Dieser Kanal wurde heute vormittag noch einmal durchgereinigt! In einer Stunde ist hier Wasser, nichts als Wasser!“ Ich sagte nichts und horchte nur noch mit fieberwachen Sinnen. Mir war, als hörte ich ein Rauschen aus der Dunkelheit kommen. Fresens Gestalt taumelte gespenstisch vor mir her,

seine Stimme hatte etwas Infernalisches, sie kroch kalt durch diesen ellipsenförmigen Raum und verlor sich in beinahe zynischem Spott: „Man muß es sich nur einmal vorstellen: Irgend jemand dreht jetzt das Zuleitungsventil auf! Er braucht ja nicht unbedingt verrückt zu sein. Sagen wir — Gedankenlosigkeit —“

Ich schrie: „Mensch, Fresen, hören Sie auf!“ „Ich meine ja nur! Was glauben Sie, wie das hinter uns brüllt!“

„Fresen, Sie sind fabelhaft unterhaltsam!“ rief ich mit zitternder Stimme. Er lachte und fragte leicht- hin: „Wie gefällt es Ihnen hier unten? Alles blitz- sauber, nicht wahr? Die glasierten Ziegel! Ein- wandfrei hygienisch!“

„Und wo ist der Ausstieg, wenn ich fragen darf?“ „In etwa zehn Minuten erreichen wir ihn!“

„Himmel, das überlebe ich nicht!“

Wie um meine wilden Ängste voll zu machen, blieb Fresen stehen und blickte sich lachend nach mir um. Ich stieß ihn gewaltsam weiter. „Los, Fresen! Sie müssen schneller gehen!“ rief ich und trat ihm fortgesetzt auf die Hacken.

Woher kam nur das Rauschen, das gewaltige Brüllen? Mir war, als donnerten hundert Niagara- fälle hinter mir her. Meine Knie zitterten. Ohne Ende schien dieser Weg. Das Wasser mußte jede Minute kommen. Wie Ratten würde es uns er- säufen.

„Wie lange noch, lieber Herr Fresen —?“

„Wir sind schon da!“ sagte er lachend und zeigte mit der Hand nach oben. Der runde Ausschnitt des Tages kam mir entgegen wie ein Stern, der größer und größer wurde. . . . Georg Artur Oedemann

Pedrito träumt

der große Traum seines Lebens wurde aber nicht erfüllt!

Pedrito ist ein mageres kleines Kerlchen, dem man seine vierzehn Jahre nicht ansieht. Man könnte ihn eher für einen Zehnjährigen halten, wenn die müden schwarzen Augen, die das hervor- stechendste Merkmal seines kaffeebraunen Gesichtes bilden, nicht so traurig dreinschauten. Sie könnten einen glauben machen, er sei ein Greis, dem das Leben keine Enttäuschung und keinen Schmerz erspart.

Von seiner indianischen Mutter weiß Pedrito sehr wenig. Von seinem Vater nichts, außer daß er ein Weißer war. Zu einer Zeit, wo andere Kinder in die Schule gehen, hat ihn die Mutter in das erbärmliche Hotel von Toumán gebracht. Nach langem Feilschen ist sie mit dem Besitzer handelseinig geworden. Als sie ein paar Geld- scheine bekommen hatte, ging sie. Pedrito aber blieb. Er hat nie wieder von ihr gehört.

Der braune Bursche ist der erste, der morgens aufsteht. Er säubert das Haus und den Bürger- steig mit vielen Eimern Wasser. Es ist gar nicht leicht, sie heranzuschleppen. Dann macht er Feuer für den bitteren Mate-Tee des Hotelbesitzers. Dann müssen die Gäste geweckt werden. Dann heißt es Betten machen und Zimmer putzen. Ab zehn Uhr muß er in der Küche helfen. Das ist das unangenehmste von allem, denn Benito, der einäugige Italiener, ist ein brutaler Kerl. Pedrito macht ihm nichts recht, und da heißt es, sich ordentlich vorsehen vor Maulschellen und Fuß- tritten.

So geht es den ganzen Tag. Immer ist Arbeit. Arbeit, die eigentlich zu schwer wäre für Pedri- tos schwachen Körper. Das einzige Recht, das ihm zusteht, ist die Siesta. Die darf auch er machen wie die andern. Wenn er das Geschirr abgewaschen hat, legt er sich hinten im Holz- schuppen auf seine ausrangierte Matratze und träumt. Schlafen kann man nicht, dazu ist es zu heiß unter dem Wellblechdach. Die Hitze treibt ihm den Schweiß aus allen Poren. Zu Hunderten umschwirren ihn die Moskitos und Fliegen, die der Abort anlockt.

Pedrito träumt von einem schöneren Leben, in dem es weder die Fußtritte des Kochs, noch die ewigen Schimpfereien des Patrons, noch die Neckereien der Kellner gibt. Ein Leben ohne Arbeit, die Geborgenheit eines Elternhauses, zärtliche Mutterworte, das sind ihm fremde Begriffe. Er ahnt nicht einmal, daß es so etwas gibt. Seine heimlichen Wünsche, von denen er

zu niemand zu sprechen wagt, kreisen um ganz etwas anderes. . . . Ein Gast müßte kommen, der zu ihm sagt:

Chango, du gibst dir so viel Mühe mit dem Saubermachen. Hier hast du ein Trinkgeld. Ein- mal hat ihm einer einen ganzen Peso in die Hand gedrückt, ohne ein Wort zu sagen. Aber Pedrito hat die Riesendummheit begangen, dem Koch davon zu erzählen. Der hat ihm den Schein gestohlen. Als Pedrito sich beim Patron be- schwerte, hat er nicht nur das Geld nicht wieder- bekommen, sondern eine Tracht Prügel oben- drein. Denn der Koch hat erklärt, daß Pedrito das Geld gestohlen habe.

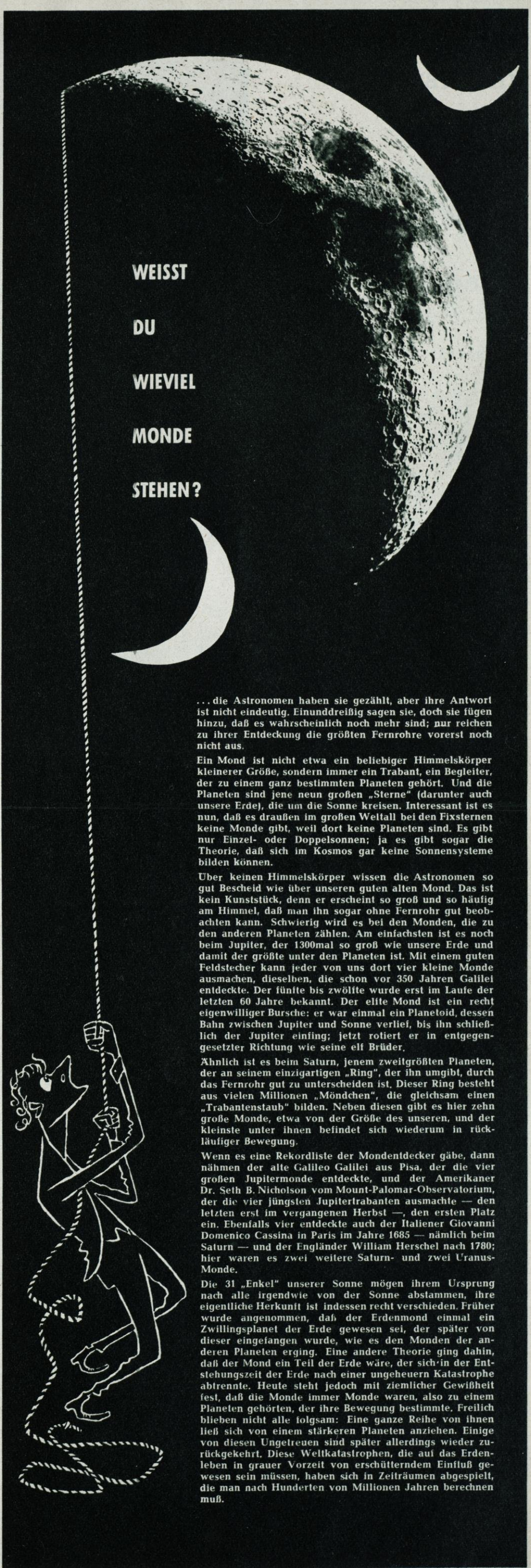
Aber das nächstmal wird er vorsichtiger sein. Keiner Seele wird er von seinem Reichtum er- zählen. Schon einige Male hat er Fünfer und Zeh- ner beim Saubermachen gefunden und sie sorg- fältig versteckt. Wenn er noch zehn Zehner fin- den wird, wird er seinen Traum verwirklichen können. Er wird sich eine Kiste kaufen, wie die Schuhputzer sie haben. Heimlich in der Nacht wird er sich davonstehlen, und dicht an der Plaza, wo die Türken ihre Geschäfte haben, wird er sich niedersetzen und rufen: „Se lustra, se lustra. . .“ Das wird die Freiheit und das Leben sein.

Pedritos Träume nehmen meist ein jähes Ende, indem einer von den vielen, die ihn komman- dieren, an die Arbeit ruft. Sie geht bis spät in die Nacht hinein. Dann holt er sich seine alte Matratze aus dem Schuppen und schleppt sie hinter die Haustür. Dort legt er sich nieder. Er öffnet den späten Gästen und den Trunken- bolden, die ihr Zimmer nicht finden können. Er hat einen leichten Schlaf, unterbrochen von den Hustenanfällen, die seinen braunen Körper er- zittern machen.

Pedrito führt gewiß kein üppiges Leben. Sein Schicksal ist das von Tausenden von Leidens- genossen überall in Südamerika. Auch muß sein Dasein als sicher und geborgen bezeichnet werden gegenüber den vielen, die draußen auf den Plantagen arbeiten. Das ist oft die leibhaftige Hölle.

Vor zwei Jahren lernte ich Pedrito kennen. Kürzlich schrieb mir Freunde, daß man ihn hinter der Hoteltür tot aufgefunden hat, ohne daß er den großen Traum seines Lebens ver- wirklichen konnte, ein freier Schuhputzer zu werden, der richtiges Geld verdient.

Karl H. Grube, Buenos Aires



WEISST

DU

WIEVIEL

MONDE

STEHEN?

. . . die Astronomen haben sie gezählt, aber ihre Antwort ist nicht eindeutig. Einunddreißig sagen sie, doch sie fügen hinzu, daß es wahrscheinlich noch mehr sind; nur reichen zu ihrer Entdeckung die größten Fernrohre vorerst noch nicht aus.

Ein Mond ist nicht etwa ein beliebiger Himmelskörper kleinerer Größe, sondern immer ein Trabant, ein Begleiter, der zu einem ganz bestimmten Planeten gehört. Und die Planeten sind jene neun großen „Sterne“ (darunter auch unsere Erde), die um die Sonne kreisen. Interessant ist es nun, daß es draußen im großen Weltall bei den Fixsternen keine Monde gibt, weil dort keine Planeten sind. Es gibt nur Einzel- oder Doppelsonnen; ja es gibt sogar die Theorie, daß sich im Kosmos gar keine Sonnensysteme bilden können.

Über keinen Himmelskörper wissen die Astronomen so gut Bescheid wie über unseren guten alten Mond. Das ist kein Kunststück, denn er erscheint so groß und so häufig am Himmel, daß man ihn sogar ohne Fernrohr gut beobachten kann. Schwierig wird es bei den Monden, die zu den anderen Planeten zählen. Am einfachsten ist es noch beim Jupiter, der 1300mal so groß wie unsere Erde und damit der größte unter den Planeten ist. Mit einem guten Feldstecher kann jeder von uns dort vier kleine Monde ausmachen, dieselben, die schon vor 350 Jahren Galilei entdeckte. Der fünfte bis zwölfte wurde erst im Laufe der letzten 60 Jahre bekannt. Der elfte Mond ist ein recht eigenwilliger Bursche: er war einmal ein Planetoid, dessen Bahn zwischen Jupiter und Sonne verlief, bis ihn schließlich der Jupiter einfieng; jetzt rotiert er in entgegengesetzter Richtung wie seine elf Brüder.

Ähnlich ist es beim Saturn, jenem zweitgrößten Planeten, der an seinem einzigartigen „Ring“, der ihn umgibt, durch das Fernrohr gut zu unterscheiden ist. Dieser Ring besteht aus vielen Millionen „Möndchen“, die gleichsam einen „Trabantenstaub“ bilden. Neben diesen gibt es hier zehn große Monde, etwa von der Größe des unsren, und der kleinste unter ihnen befindet sich wiederum in rück- läufiger Bewegung.

Wenn es eine Rekordliste der Mondentdecker gäbe, dann nähmen der alte Galileo Galilei aus Pisa, der die vier großen Jupitermonde entdeckte, und der Amerikaner Dr. Seth B. Nicholson vom Mount-Palomar-Observatorium, der die vier jüngsten Jupitertrabanten ausmachte — den letzten erst im vergangenen Herbst —, den ersten Platz ein. Ebenfalls vier entdeckte auch der Italiener Giovanni Domenico Cassini in Paris im Jahre 1685 — nämlich beim Saturn — und der Engländer William Herschel nach 1780; hier waren es zwei weitere Saturn- und zwei Uranus- Monde.

Die 31 „Enkel“ unserer Sonne mögen ihrem Ursprung nach alle irgendwie von der Sonne abstammen, ihre eigentliche Herkunft ist indessen recht verschieden. Früher wurde angenommen, daß der Erdenmond einmal ein Zwillingplanet der Erde gewesen sei, der später von dieser eingefangen wurde, wie es den Monden der anderen Planeten erging. Eine andere Theorie ging dahin, daß der Mond ein Teil der Erde wäre, der sich in der Entstehungszeit der Erde nach einer ungeheuren Katastrophe abtrennte. Heute steht jedoch mit ziemlicher Gewißheit fest, daß die Monde immer Monde waren, also zu einem Planeten gehörten, der ihre Bewegung bestimmte. Freilich blieben nicht alle folgsam: Eine ganze Reihe von ihnen ließ sich von einem stärkeren Planeten anziehen. Einige von diesen Ungetreuen sind später allerdings wieder zurückgekehrt. Diese Weltkatastrophen, die auf das Erden- leben in grauer Vorzeit von erschütterndem Einfluß ge- wesen sein müssen, haben sich in Zeiträumen abgespielt, die man nach Hunderten von Millionen Jahren berechnen muß.

Tells Apfelschuß anderswo



in Grönland



in Mexiko



bei den Indios



in Japan



in Hollywood



Ihre Figur gefiel ihm nicht

„Wenn du nicht ruhig bist, schmeiße ich dich raus, und du fährst nicht mit nach Helsinki“, schrie der Bundesfrauenturnwart vom Deutschen Turnerbund, Prof. Klinge, der Deutschen Meisterin Elisabeth Seeling-Lenzing wenige Tage vor dem Abflug zu den Olympischen Spielen ins Gesicht, und damit hatte er seiner Stimmung wieder einmal Luft gemacht. So dachte er sicherlich, denn es ging hoch her in Bremen. Dort waren unsere deutschen Turnerinnen, zehn an der Zahl, zum letzten Schliff zusammengezogen worden. Während die Turner aber in ruhiger Abgeschlossenheit am Bodensee noch einmal Kräfte sammelten, war hier die Hölle los. Da wurde gewettert wie auf dem Kasernenhof, und als es schließlich Elisabeth zu dumm wurde und sie bei einer Kleinigkeit auch einmal ihre Meinung zum Ausdruck bringen wollte, da kam sie bei Klinge gerade an die richtige Adresse. Es hatte den Anschein, als hätte er schon lange auf eine solche Gelegenheit gewartet. Elisabeth sollte es noch spüren, denn am letzten Tag vor dem Abflug verkündete er ihr: „Du kommst aus der Mannschaft raus, weil deine Figur nicht in die Seilgruppe hineinpaßt!“

Was in Elisabeth vorging, ist wohl unschwer zu erraten. Nun hatte sie sich über mehrere Ausscheidungssturnen durchgekämpft, immer war sie in der Spitzengruppe. Wettkampferfahrung und Sicherheit zeichneten sie aus. Und ausgerechnet einen Tag vor dem Abflug kommt der Prof. Klinge (der erst wenige Jahre in der Frauenturnarbeit steht!) und sagt, deine Figur paßt nicht! — Wir hoffen, daß Prof. Klinge den richtigen Geschmack für die Olympischen Spiele gehabt hat, zumal es ihm am letzten Tag eingefallen ist!

Muckmäuschenstill wurde es, als die Dänin Lis Hartel, nachdem sie eben in der Dressurprüfung die schwierigsten Aufgaben bewältigt hatte, von ihrem Pferd gehoben werden mußte und, schwer auf den Arm des Olympiasiegers St. Cyr gestützt, die Silbermedaille in Empfang nahm. Frau Hartel, die Mutter von zwei Kindern ist, wurde nämlich vor längerer Zeit von Kinderlähmung befallen. Die rechte Körperhälfte ist jetzt noch teilweise gelähmt, so daß sie sich ohne Krücken nicht fortbewegen kann.

„Olympisches Garn“ spann Frank Havens, amerikanischer Goldmedaillengewinner im Kanu. Sein Vater, so sagte er, sollte 1924 als Mitglied der amerikanischen Rudermannschaft an den Olympischen Spielen teilnehmen. Seine Frau, Franks Mutter, erwartete jedoch ein Baby. Das veranlaßte den Vater, den Spielen fernzubleiben. Achtundzwanzig Jahre später geht dieses „Baby“ zu den Olympischen Spielen nach Helsinki und holt eine Goldmedaille.

Bob Mathias, der amerikanische Zehnkampfsieger, der die Rekordleistungen nur so aus dem Ärmel schüttelt, will der Leichtathletik nach seinem bevorstehenden Medizinexamen ade sagen und künftig nur noch Football spielen. „Der Mannschaftssport“, erklärte er, „reizt mich viel mehr. Da lebt man richtig mit, während ich im Zehnkampf mutterseelenallein bin. Vor allem hasse ich den 1500-m-Lauf. Man muß sich quälen und weiß gar nicht recht warum.“

Für die erfolgreichen sowjetischen Sportler hat der Segen der Auszeichnungen noch kein Ende gefunden. Er wird in Moskau fortgesetzt. Zwölf sowjetische Olympiasieger sind vom „Komitee für Körperkultur und Sport“ mit dem Titel „Verdienter Meister des Sports“ ausgezeichnet worden.

Verschiedene Athleten meckerten über die Laufbahn im Olympiastadion. Damit kamen sie bei Altmeister Nurmi schlecht an. „Heutzutage“, sagte Nurmi, „ist es Mode geworden, schon im voraus über die Bahn zu schimpfen. Zu meiner Zeit liefen wir auf viel schlechteren Bahnen und stellten dabei Weltrekorde auf. Was würden diese Athleten wohl zu der Antwerpener Bahn von 1920 sagen, die der reinste Kartoffelacker war?“

Eine Rundfrage unter den Sportlern verschiedener Länder hat ergeben, daß die wenigsten etwas über die historischen Daten der Olympischen Spiele, über den Wortlaut des Olympischen Eides und die Bedeutung der Olympiade in der Antike und ihre Wiedergeburt in der Neuzeit wissen. Man könnte meinen, daß eine kulturelle Vorbereitung der Teilnehmer von ebenso großem Nutzen für die Verwirklichung der olympischen Idee wäre wie die sportliche Schulung.

Die Zatopeks sind nicht die einzigen, die auf der Olympiade Familien-Medaillenglück gehabt haben. Die Brüder Mangiarotti teilten Gold und Silber im Florettfechten. Edoardo, ein 33jähriger italienischer Journalist, erklärte, daß er seinem Bruder Dario (Silbermedaille) den Sieg verdanke, weil er ihm die schwersten Gegner in brüderlicher Liebe aus dem Wege geräumt habe.

Was Fairneß ist, haben wir ebenfalls im Schwimmstadion zu Helsinki erlebt. Beim Turmspringen der Frauen verpatzte eine Amerikanerin ihre Übung. Das Surren einer Filmkamera habe sie gestört, schluchzte sie. Ihr Trainer lief zum Richtertisch. Die gestrengen Herren berieten sich, dann nickten sie mit dem Kopf: Die Amerikanerin durfte ihren Sprung wiederholen. Dieses Mal habe das Brett nicht vorschriftsmäßig gefedert, klagte sie. Zwei Arbeiter stiegen auf den Turm, um die angebliche Fehlerquelle zu beseitigen. Wieder eilte der Trainer zu den Punktrichtern. Die steckten wieder die Köpfe zusammen und nickten zum zweiten Male: Die Amerikanerin durfte mit einem dritten Sprung ihr Heil versuchen; jetzt gelang er. Dann war die Reihe an einer Französin. Auch sie hatte daneben. Der gleiche Film rollte noch einmal ab: Das Mädchel weinte, ein Mann stürzte zum Richtertisch, wieder Beratung, wieder Kopfnicken. Dieses Mal tauchte die Französin in ihrem rosafarbenen Badeanzug elegant in die Fluten.

Schließlich stieg eine Engländerin auf den Turm, blaß und nervös. Auch sie fiel mit ihrem ersten Sprung durch. „Komm“, sagte ihr Trainer, „wir gehen zusammen zum Richtertisch und erbitten eine zweite Chance.“ Die Engländerin, jung und hübsch, schüttelte mit dem Kopf. „No“, sagte sie, „that's not gentlemanlike.“ (Das wäre unfair.) Dann schlüpfte sie in den Bademantel, setzte sich in eine entlegene Ecke des Schwimmstadions und weinte...

KURZ BERICHTET

Amerikanische Gewerkschaften gegen Rassendiskriminierung

In einem Theater der amerikanischen Hauptstadt Washington war es viele Jahre lang für Farbige fast unmöglich, den Vorstellungen beizuwohnen. Darauf protestierte die Schauspielergewerkschaft und beschloß, daß in Zukunft kein Schauspieler mehr in dem betreffenden Theater auftreten dürfe. So wurde der Besitzer gezwungen, sein Theater in ein Kino zu verwandeln, das ihm aber auch keinen Erfolg brachte. Angesichts der finanziellen Nöte willigte der Besitzer ein, die von der Gewerkschaft geforderten Bestimmungen anzunehmen und farbige Besucher zuzulassen.

Bundesregierung schöpft nicht alle Mittel der Jugendhilfe aus

Während seines Aufenthaltes in der Vierteilsektorenstadt war der 1. Vorsitzende der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, Adolf Kummernuss, Gast einer Berliner OTV-Jugendgruppe. In einer Diskussion wurden Fragen der Jugenderwerbslosigkeit und der Mitarbeit der jungen Generation an der Gestaltung des staatlichen Lebens besprochen. Adolf Kummernuss vertrat die Ansicht, daß die Bundesregierung längst nicht alle Möglichkeiten und Mittel der Jugendhilfe ausschöpfe. Nur durch eine restlose Nutzbarmachung all dieser Möglichkeiten allein könne die Berufsnot der Jugend auf die Dauer beseitigt werden.

Zuwenig zukünftige Generale

Hermann Axen, Mitglied des SED-Zentralkomitees, kritisierte, daß sich zu wenig junge Menschen für den Dienst in Volkspolizei und Arbeitsdienst meldeten. Viele Jugendliche seien sich über die ihnen gebotenen Aussichten nicht recht im klaren. In den rosigen Farben schilderte Axen, daß die Jugendlichen, die sich zum Eintritt in die Volkspolizei meldeten und damit ihrer Pflicht zum „Ehrendienst“ bei der „Verteidigung der Heimat“ nachkämen, die Gelegenheit hätten, die „künftigen Generale“ zu werden.

Die Alten bauten ein Heim

Für die Jugendgruppen der Gemeinde Stedendorf im Kreis Peine ist ein Jugendheim fertiggestellt worden, an dessen Bau sich in der Hauptsache die ältere Generation beteiligte. Allein zwei Invaliden haben jeder über 500 freiwillige Arbeitsstunden geleistet. Auch mehrere bei der Errichtung beschäftigte Fachfirmen berechneten ihre Arbeitsstunden nicht. Das Heim enthält Einzel- und Gemeinschaftsräume und eine Kindertagesstätte.

25 880 km Schulweg

Fünzig Volksschüler im Emsland haben täglich einen Schulweg von mehr als acht Kilometer. Sie müssen während ihrer achtjährigen Schulzeit einen Weg von 25 880 Kilometer zurücklegen. Auf der Emsland-Ausstellung in Meppen wird ferner statistisch gezeigt, daß 3500 andere Kinder Schulwege haben, die länger als vier Kilometer sind.

Neue Terrorurteile gegen Jugendliche

Die Landgerichte in Bautzen und Magdeburg haben zwei Jugendliche wegen angeblicher „Sabotage, Boykotttätze, Diversion und tätlicher Angriffe gegen demokratische Funktionäre“ zu insgesamt dreizehn Jahren Zuchthaus verurteilt.

Höherer Schüler 650 DM

Über 2 Milliarden DM wurden 1950 für die etwa 39 000 Schulen im Bundesgebiet ausgegeben. Nach einer Übersicht des Statistischen Bundesamtes wurden im Bundesdurchschnitt in den Volksschulen 172 DM und in den höheren Schulen etwa 650 DM je Schüler und Jahr aufgewandt. Den größten Teil der über 2 Milliarden DM benötigten die Volksschulen mit 62,6 v. H., auf die höheren Schulen kamen 19,6 v. H., der Rest auf Berufs- und Mittelschulen.

7000 Schulsäle fehlen in Bayern

Gegenwärtig werden in Bayern rund 1,1 Million Schüler unterrichtet. Obwohl durch Neubau von Schulhäusern 1167 Unterrichtsräume gewonnen wurden, fehlen zur ordnungsmäßigen Durchführung des Schulbetriebes immer noch rund 7000 Schulsäle.

Zollfreiheit für Lehrmittel gefordert

Aus Anlaß der Eröffnung der zweiten europäischen Lehrmittelmesse in Recklinghausen forderte der „Europäische Lehrmittelverband“ die Befreiung der Lehrmittel von Zöllen, Einfuhr- und Ausfuhrlicenzen, damit neuentwickelte Lehrmittel den Schülern aller Nationen zur Verfügung gestellt werden könnten.

AUFWÄRTS

JUGENDZEITSCHRIFT
DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTSBUNDES
Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln, Breite Straße 70;
Verlagsleitung: Georg Reuter, Schriftleitung: Hans
Treppe, Telefon: 21 15 88, 21 16 88, Fernschreiber:
088 562. AUFWÄRTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung
bei allen Jugendfunktionären und Postämtern. Bezugs-
preis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich
Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten
muß Rückporto beigelegt werden. Kupiertiefdruck:
Kölner Pressedruck GmbH, Köln, Breite Straße 70.